



Leseprobe

Bernhard Hennen, James A. Sullivan

Die Elfen

Elfen 1 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 1040

Erscheinungstermin: 08. September 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Bernhard Hennen
KINDER DER NACHT
Eine Geschichte aus der Welt der Elfen
jetzt exklusiv als E-Book

*Durch den Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reiten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.*

*Ihre weißen Rösslein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin; wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.*

*Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreiten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten.*

HEINRICH HEINE

DER MANNEBER

Inmitten der tief verschneiten Lichtung lag der Kadaver eines Elchbullen. Das zerschundene Fleisch dampfte noch. Mandred und seinen drei Gefährten war klar, was das bedeutete: Sie mussten den Jäger aufgeschreckt haben. Der Kadaver war mit blutigen Striemen bedeckt, der schwere Schädel des Elchs aufgebrochen. Mandred kannte kein Tier, das jagte, um dann nur das Hirn seiner Beute zu fressen. Ein dumpfes Geräusch ließ ihn herumfahren. In wirbelnden Kaskaden fiel Schnee von den Ästen einer hohen Kiefer am Rand der Lichtung. Die Luft war erfüllt mit feinen Eiskristallen. Misstrauisch spähte Mandred ins Unterholz. Jetzt war der Wald wieder still. Weit über den Baumwipfeln zog das grüne Feenlicht tanzend über den Himmel. Das war keine Nacht, um in die Wälder zu gehen!

»Bloß ein Ast, der unter der Last des Schnees gebrochen ist«, sagte der blonde Gudleif und klopfte sich den Schnee von seinem schweren Umhang. »Jetzt schau nicht drein wie ein tollwütiger Hund. Du wirst schon sehen, am Ende folgen wir doch nur einem Rudel Wölfe.«

Sorge hatte sich in die Herzen der vier Männer geschlichen. Jeder dachte an die Worte des alten Mannes, der sie vor einer todbringenden Bestie aus den Bergen gewarnt hatte. Waren sie doch mehr als Hirngespinnste, gesprochen im Fieberwahn? Mandred war der Jarl von Firnstayn, jenes kleinen Dorfes, das hinter dem Wald am Fjord lag. Es war seine Pflicht, jede Gefahr abzuwenden, die dem Dorf drohen mochte. Die Worte des Alten waren so eindringlich gewesen, er hatte ihnen nachgehen müssen. Und doch ...

In Wintern wie diesem, die früh begannen, die zu viel Kälte brachten und in denen das grüne Feenlicht am Himmel tanzte, kamen die Albenkinder in die Welt der Menschen. Mandred wusste das, und seine Gefährten wussten es auch.

Asmund hatte einen Pfeil auf den Bogen gelegt und blinzelte nervös. Der schlaksige, rothaarige Mann machte nie viele Worte. Er war vor zwei Jahren nach Firnstayn gekommen. Man erzählte sich, er sei im Süden ein berühmter Viehdieb gewesen und König Horsa Starkschild habe ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt. Mandred scherte sich nicht darum. Asmund war ein guter Jäger, der viel Fleisch ins Dorf brachte. Das zählte mehr als irgendwelche Gerüchte.

Gudleif und Ragnar kannte Mandred von Kindesbeinen an. Sie beide waren Fischer. Gudleif war ein stämmiger Kerl mit Bärenkräften; stets gut gelaunt, zählte er viele Freunde, auch wenn er als etwas einfältig galt. Ragnar war klein und dunkelhaarig, er unterschied sich von den großen, meist blonden Bewohnern des Fjordlands. Manchmal wurde er dafür verspottet, und hinter vorgehaltener Hand nannten sie ihn ein Koboldkind. Das war närrischer Unsinn. Ragnar war ein Mann mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Einer, auf den man sich unbedingt verlassen konnte!

Wehmütig dachte Mandred an Freya, seine Frau. Sie saß jetzt gewiss an der Feuergrube und lauschte hinaus in die Nacht. Er hatte ein Signalhorn mitgenommen. Ein Hornstoß bedeutete Gefahr; blies er hingegen zweimal ins Horn, so wusste jeder im Dorf, dass keine Gefahr hier draußen lauerte und die Jäger sich auf dem Heimweg befanden.

Asmund hatte den Bogen gesenkt und legte warnend einen Finger an die Lippen. Er hob den Kopf wie ein Jagdhund, der Witterung aufgenommen hatte. Jetzt roch Mandred es auch. Ein seltsamer Geruch zog über die Lichtung. Er erinnerte an den Gestank fauler Eier.

»Vielleicht ist es ja ein Troll«, flüsterte Gudleif. »Es heißt, in harten Wintern kommen sie aus den Bergen herab. Ein Troll könnte einen Elch mit einem Fausthieb niederstrecken.«

Asmund blickte Gudleif finster an und bedeutete ihm mit einer Geste zu schweigen. Das Holz der Bäume knarrte leise in der Kälte. Mandred beschlich das Gefühl, beobachtet zu werden. Etwas war hier. Ganz nah.

Plötzlich stob das Geäst eines Haselstrauchs auseinander, und zwei weiße Schemen stürmten mit lautem Flügelschlag über die Lichtung hinweg. Mandred riss unwillkürlich den Speer hoch, dann atmete er erleichtert aus. Es waren nur zwei Schneehühner gewesen!

Aber was hatte sie aufgescheucht? Ragnar zielte mit dem Bogen auf den Haselstrauch. Der Jarl senkte die Waffe. Er spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Lauerte das Ungeheuer dort im Gebüsch? Lautlos verharrten sie.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, doch nichts rührte sich. Die vier hatten einen weiten Halbkreis um das Dickicht gebildet. Die Spannung war kaum mehr zu ertragen. Mandred spürte, wie ihm kalter Schweiß den Rücken hinabrann und sich am Gürtel sammelte. Der Weg zurück zum Dorf war weit. Wenn seine Kleidung durchgeschwitzt war und ihn nicht länger gegen die Kälte schützte, wären sie gezwungen, irgendwo ein Lager aufzuschlagen und Feuer zu machen.

Der dicke Gudleif kniete nieder und steckte den Speer in den Boden. Sodann grub er die Hände in den frischen Schnee und formte mit leisem Knirschen einen Ball. Gudleif blickte zu Mandred, und der Jarl nickte. In weitem Bogen flog der Schneeball ins Gebüsch. Nichts rührte sich.

Mandred atmete erleichtert aus. Ihre Angst hatte die Schatten der Nacht lebendig werden lassen. Sie selbst waren es gewesen, die die Schneehühner aufgescheucht hatten!

Gudleif grinste erleichtert. »Da ist nichts. Das Mistvieh, das den Elch gerissen hat, ist längst über alle Berge.«

»Ein schöner Jagdtrupp sind wir«, spottete nun auch Ragnar. »Demnächst laufen wir noch vor einem Hasenfurz davon.«

Gudleif stand auf und nahm seinen Speer. »Jetzt spieß ich die Schatten auf!« Lachend stocherte er im Geäst des Buschwerks herum.

Plötzlich wurde er mit einem Ruck nach vorn gerissen. Mandred sah eine große, krallenbewehrte Hand den Speerschaft umklammern. Gudleif stieß einen schrillen Schrei aus, der abrupt in kehliges Blubbern überging. Der stämmige Mann

taumelte zurück, beide Hände auf die Kehle gepresst. Blut spritzte zwischen seinen Fingern hindurch und rann über sein Wolfsfellwams.

Aus dem Gebüsch trat eine riesige Gestalt, halb Mann, halb Eber. Durch das Gewicht des massigen Eberkopfs stand die Kreatur tief vorgebeugt, und dennoch ragte sie mehr als zwei Schritt auf. Der Leib der Bestie war der eines kräftigen Hünen; dicke, knotige Muskelstränge zogen sich über Schultern und Arme. Die Hände endeten in dunklen Krallen. Die Beine waren unterhalb der Knie unnatürlich dünn und dicht mit grauschwarzen Borsten besetzt. Anstelle von Füßen hatte die Kreatur gespaltene Hufe.

Der Manneber stieß ein tiefes, kehliges Grunzen aus. Dolch-lange Hauer ragten aus seinen Kiefern. Die Augen schienen Mandred verschlingen zu wollen.

Asmund riss den Bogen hoch. Ein Pfeil schnellte von der Sehne. Er traf die Bestie seitlich am Kopf und hinterließ eine feine rote Schramme. Mandred packte seinen Speer fester.

Gudleif aber brach in die Knie, verharnte einen Herzschlag lang schwankend und kippte dann zur Seite. Seine verkrampften Hände lösten sich. Noch immer quoll Blut aus seiner Kehle, und seine stämmigen Beine zuckten hilflos.

Blinde Wut packte Mandred. Er stürmte vor und rammte den Speer in die Brust des Mannebers. Ihm kam es so vor, als wäre er auf einen Fels aufgelaufen. Das Speerblatt glitt seitlich von der Kreatur ab, ohne Schaden anzurichten. Eine Krallenhand schnellte vor und zersplitterte den Schaft der Waffe.

Ragnar griff das Ungeheuer von der Seite her an, um es von Mandred abzulenken. Doch auch sein Speer vermochte nichts anzurichten.

Mandred ließ sich in den Schnee fallen und zog eine Axt aus dem Gürtel. Es war eine gute Waffe mit schmaler, scharfer Klinge. Der Jarl hieb mit aller Kraft nach den Fesseln des Mannebers. Das Ungeheuer grunzte. Dann senkte es den wuchtigen Kopf und rammte den Krieger. Ein Hauer traf Mandred an der Innenseite des Oberschenkels, zerfetzte die Muskeln und zer-

splitterte das silbergefasste Signalhorn, das an Mandreds Gürtel gehangen hatte. Mit einem Ruck riss der Manneber den Kopf in den Nacken, sodass Mandred in den Haselstrauch geschleudert wurde.

Halb betäubt vor Schmerz, drückte er mit einer Hand die Wunde zu, während er mit der anderen einen Streifen Stoff von seinem Umhang riss. Schnell presste er die Wolle in die klaffende Wunde und nahm dann den Gürtel ab, um das Bein notdürftig abzuschnüren.

Gellende Schreie klangen von der Lichtung. Mandred brach einen Ast vom Strauch und schob ihn durch den Gürtel. Dann drehte er das Lederband enger, bis es so stramm wie ein Fassband um seinen Oberschenkel lag. Der Schmerz ließ ihn fast ohnmächtig werden.

Die Schreie auf der Lichtung waren verstummt. Vorsichtig bog Mandred die Äste des Gebüschs auseinander. Seine Kameraden lagen leblos im Schnee. Der Manneber stand über Ragnar gebeugt und rammte ihm wieder und wieder die Hauer in die Brust. Mandreds Axt lag dicht neben der Bestie. Alles in ihm drängte danach, das Ungeheuer tollkühn anzuspringen, ganz gleich, ob er bewaffnet war oder nicht. Es war ehrlos, sich aus einem Kampf davonzuschleichen! Aber es war dumm, einen aussichtslosen Kampf zu führen. Er war der Jarl, er trug die Verantwortung für das Dorf. Deshalb musste er jene warnen, die noch am Leben waren!

Doch er konnte nicht einfach nach Firnstayn zurückkehren. Seine Spur würde das Ungeheuer direkt zum Dorf führen. Er musste einen anderen Weg finden.

Zoll um Zoll kroch Mandred rückwärts aus dem Gebüsch. Jedes Mal, wenn ein Ast knackte, blieb ihm fast das Herz stehen. Doch die Bestie scherte sich nicht um ihn. Sie kauerte auf der Lichtung und hielt ihr schauriges Mahl.

Als er aus dem Gebüsch herausgekrochen war, wagte es Mandred, sich halb aufzurichten. Ein stechender Schmerz fuhr durch sein Bein. Er tastete über die Wollfetzen. Eiskrusten bildeten sich darauf. Wie lange würde er in der Kälte durchhalten?

Der Jarl humpelte das kurze Stück Weg bis zum Waldrand. Er blickte zur Steilklippe, deren dunkles Haupt hoch über den Fjord ragte. Dort oben gab es einen uralten Steinkreis. Und ganz in der Nähe war der Holzstoß für das Signalfeuer aufgeschichtet. Wenn er das Feuer entfachen könnte, wäre das Dorf gewarnt. Doch es waren mehr als zwei Meilen Weg bis dort oben.

Mandred hielt sich am Waldrand, doch er kam nur langsam durch den frischen Schnee voran. Beklommen betrachtete er das weite Schneefeld vor sich, das in sanfter Steigung an der Rückseite der Klippe hinaufführte. Dort gab es kaum Deckung, und die breite Spur, die er durch den Schnee ziehen würde, wäre nicht zu übersehen.

Erschöpft lehnte er sich an den Stamm einer alten Linde und sammelte Kräfte. Hätte er den Worten des alten Mannes nur Glauben geschenkt! Sie hatten ihn eines Morgens vor der hölzernen Palisade gefunden, die das Dorf schützte. Die Kälte hatte dem armen Kerl schon fast das Leben aus den Knochen gestohlen. In seinen Fieberträumen hatte er von einem Eber erzählt, der aufrecht ging. Von einem Ungeheuer, das aus den Bergen weit im Norden gekommen war, um Tod und Verderben über die Dörfer des Fjordlandes zu bringen. Ein Menschenfresser! Hätte der Alte von Trollen gesprochen, die aus den Tiefen der Berge kamen, von böartigen Kobolden, die ihre wollenen Mützen im Blute Erschlagener färbten, oder von der Elfenjagd mit ihren weißen Wölfen, Mandred hätte ihm geglaubt. Aber ein Eber, der aufrecht ging und Menschen fraß ... Niemand hatte je zuvor von einem solchen Geschöpf gehört! Schnell hatten sie das Gerede des Alten als wirre Fieberträume abgetan.

Dann war die Mittwinternacht gekommen. Der Fremde hatte Mandred an sein Sterbebett gerufen. Er hatte keinen Frieden finden können, bis Mandred ihm schließlich geschworen hatte, nach der Fährte des Ungeheuers zu suchen und die anderen Dörfer am Fjord zu warnen. Mandred hatte dem Alten da noch immer nicht geglaubt, doch er war ein Mann von

Ehre, der einen Eid nicht auf die leichte Schulter nahm. Deshalb war er hinausgegangen ...

Wären sie nur vorsichtiger gewesen!

Mandred atmete tief aus, dann humpelte er hinaus auf das weite Schneefeld. Sein linkes Bein war ganz taub. Wenigstens ein Gutes hatte die Kälte, er spürte jetzt keine Schmerzen mehr in der Wunde. Doch das taube Bein erschwerte ihm das Gehen. Immer wieder strauchelte er. Halb kriechend, halb gehend kämpfte er sich vorwärts. Von dem Manneber war noch nichts zu hören. Ob er sein grausiges Mahl wohl schon beendet hatte?

Endlich erreichte er ein breites Geröllfeld. Ein Steinschlag war hier im letzten Herbst niedergegangen. Der tückische Untergrund lag nun unter einer dicken Schneedecke verborgen. Mandreds Atem ging stoßweise. Dichte weiße Dunstwolken standen ihm vor dem Mund und schlugen sich als Raureif auf seinem Bart nieder. Verdammte Kälte!

Der Jarl dachte an den letzten Sommer zurück. Manchmal war er mit Freya hierher gekommen. Sie hatten im Gras gelegen und den Sternenhimmel betrachtet. Er hatte vor ihr mit seinen Jagdabenteuern geprahlt und damit, wie er König Horsa Starkschild auf seinem Kriegszug an die Küsten von Fargon begleitet hatte. Freya hatte ihm geduldig zugehört und ihn manchmal ein wenig aufgezo-gen, wenn er seine Heldentaten zu sehr ausgeschmückt hatte. Ihre Zunge konnte so scharf sein wie ein Messer! Aber sie küsste wie ... Nein, nicht daran denken! Er schluckte hart. Bald würde er Vater werden. Aber sein Kind würde er niemals sehen. Ob es wohl ein Junge wurde?

Mandred lehnte sich an einen großen Felsbrocken, um zu verschlafen. Den halben Weg hinauf hatte er geschafft. Sein Blick schweifte zurück zum Waldrand. Die Dunkelheit des Waldes vermochte das grüne Feenlicht nicht zu durchdringen, doch hier auf dem Berghang sah man alles so deutlich wie in einer wolkenlosen Vollmondnacht.

Nächte wie diese hatte er immer gemocht, obwohl das unheimliche Himmelslicht den meisten Menschen in den Nord-

landen Angst machte. Es sah aus, als würden riesige Bahnen Tuch, gewoben aus funkelndem Sternenschein, über den Himmel gezogen.

Manche sagten, die Elfen verbärgen sich in diesem Licht, wenn sie nachts zur Jagd über den frostklaren Himmel ritten. Mandred lächelte. Freya hätte an diesem Gedanken Gefallen gefunden. Sie liebte es, an Winterabenden an der Feuergrube zu sitzen und Geschichten zu lauschen; Geschichten von den Trollen aus den fernen Bergen und von den Elfen, deren Herzen so kalt wie Wintersterne waren.

Eine Bewegung am Waldrand schreckte Mandred aus seinen Gedanken. Der Manneber! Die Bestie hatte also seine Verfolgung aufgenommen. Gut so. Mit jedem Schritt die Klippe hinauf lockte er sie fort vom Dorf. Er musste nur durchhalten ... Sollte sie ihm ruhig die Brust aufreißen, um sein Herz zu fressen, wenn er es nur schaffte, das Signalfeuer zu entzünden!

Mandred stieß sich von dem Felsbrocken ab und straukelte. Seine Füße! Sie ... sie waren noch da, aber er spürte sie nicht mehr. Er hätte nicht stehen bleiben dürfen! War er denn närrisch ... Jedes Kind wusste, dass eine Rast bei dieser Kälte den Tod bedeuten konnte.

Mandred sah verzweifelt auf seine Füße hinab. Erfroren und ohne jedes Gefühl, würden sie ihn nicht mehr warnen, wenn Geröll unter ihnen wegrutschte. Sie waren Verräter an ihm geworden, waren zum Feind übergelaufen, der verhindern wollte, dass er das Warnfeuer entzündete.

Der Jarl lachte auf. Doch es lag kein Frohsinn in dem Gelächter. *Seine Füße waren übergelaufen.* Welch ein Unsinn! Er wurde langsam verrückt. Die Füße waren einfach nur totes Fleisch, so, wie schon bald der ganze Mann totes Fleisch sein würde. Wütend trat er gegen den großen Felsbrocken. Nichts! Als wären die Füße nicht da. Er konnte aber noch gehen! Das war nur eine Frage des Willens. Doch er musste sehr genau aufpassen, wohin er trat.

Voller Sorge blickte er zurück. Der Manneber war auf das

Schneefeld hinausgetreten. Er schien keine Eile zu haben. Wusste er, dass es nur diesen einen Weg zur Klippe hinauf gab? Mandred konnte ihm jetzt nicht mehr entkommen. Doch das hatte er ja auch nicht vorgehabt. Wenn er nur das Feuer entzünden könnte, dann wäre alles andere egal!

Ein Geräusch ließ ihn aufschrecken. Die Bestie stieß ein tiefes Knurren aus. Mandred hatte das Gefühl, dass ihm der Manneber geradewegs in die Augen sah. Natürlich war das auf diese Entfernung unmöglich, und doch ... Etwas streifte sein Herz wie ein kalter Luftzug.

Der Jarl beschleunigte seine Schritte. Er musste seinen Vorsprung halten! Um das Feuer zu entfachen, würde er ein wenig Zeit brauchen. Sein Atem ging pfeifend. Wenn er ausatmete, war da ein leises Klirren, wie von Eiszapfen, die in hohen Tannenwipfeln aneinander schlugen, nur zarter. Der Kuss der Eisfee! Ein Märchen, das man den Kindern erzählte, fiel ihm ein. Es hieß, die Eisfee sei unsichtbar und wandere in Nächten, in denen es so kalt war, dass selbst das Licht der Sterne gefror, durch das Fjordland. Näherte sie sich, dann verschwand der dampfende Atem, und ein leises Klirren lag in der Luft. Kam sie so nahe, dass ihre Lippen das Antlitz eines Wanderers berührten, dann brachte ihr Kuss den Tod. War das der Grund, warum der Manneber sich nicht näher heranwagte?

Wieder blickte Mandred zurück. Der Bestie schien es keine Mühe zu bereiten, sich durch den tiefen Schnee zu bewegen. Eigentlich hätte sie ihn viel schneller einholen müssen. Warum spielte sie mit ihm wie eine Katze mit der Maus?

Mandred rutschte aus; sein Kopf schlug schwer gegen einen Felsbrocken, doch er fühlte keinen Schmerz. Mit den Fäustlingen fuhr er sich über die Stirn. Dunkles Blut troff von dem Leder. Ihm war schwindelig. Das hätte nicht passieren dürfen! Gehetzt blickte er zurück. Der Manneber war stehen geblieben, hatte den Kopf weit in den Nacken gelehnt und blickte zu ihm auf.

Mandred schaffte es nicht mehr auf die Beine. Was war er nur für ein Narr. Zurückzublicken und dabei weiterzugehen!

Mit aller Kraft versuchte er hochzukommen. Aber die halb erfrorenen Beine verweigerten ihm den Dienst. Er hätte einen großen Felsbrocken gebraucht, um sich emporzuziehen. Jetzt musste er kriechen. So eine Demütigung! Er, Mandred Torgridson, der berühmteste Kämpfer am Fjord, kroch vor seinem Feind davon! Sieben Männer hatte Mandred allein auf dem Kriegszug König Horsas im Zweikampf besiegt. Für jeden überwundenen Feind hatte er sich stolz einen Zopf geflochten. Und nun kroch er davon.

Dies war eine andere Art Kampf, ermahnte er sich. Gegen dieses Ungeheuer konnte man nicht mit Waffen ankommen. Er hatte doch gesehen, wie Asmunds Pfeil von ihm abgeprallt war und wie seine Axt keine Wunde geschlagen hatte. Nein, dieser Kampf hatte andere Gesetze. Er würde siegen, wenn er es schaffte, das Feuer zu entfachen.

Verzweifelt robbte Mandred auf den Ellenbogen voran. Langsam wich auch die Kraft aus seinen Armen. Aber der Gipfel war nicht mehr weit. Der Krieger blickte zu den stehenden Steinen auf; sie waren von hellen Schneemützen gekrönt, die sich gegen den grün schimmernden Himmel abzeichneten. Gleich hinter dem Steinkreis waren die Scheite für das Signalfeuer aufgeschichtet.

Die Augen zusammengekniffen, kroch er weiter. Seine Gedanken galten nur noch seiner Frau. Er musste sie retten! Seine Kraft durfte nicht versiegen! Weiter, immer weiter!

Blinzelnd öffnete er die Augen. Der Schnee war fort. Er lag auf blankem Felsen. Vor ihm erhob sich einer der Pfeiler des Steinkreises. Er zog sich an dem Stein hoch und kam schwankend zum Stehen. Weit würden ihn seine Beine nicht mehr tragen.

Der Gipfel war abgeflacht und so eben wie der Boden einer Holzschüssel. Gewöhnlich hätte er um den Steinkreis einen Bogen gemacht. Niemand trat zwischen die stehenden Steine! Das war keine Frage von Mut. Im Sommer hatte Mandred den Gipfel einmal einen ganzen Nachmittag lang beobachtet. Nicht einmal Vögel waren über den Steinkreis hinweggeflogen.

Ein schmaler Pfad verlief dicht am Rand der Klippe und erlaubte es, die unheimlichen Steine zu umgehen. Doch mit seinen gefühllosen Beinen war er nicht mehr trittsicher genug, um diesen Weg wagen zu können. Ihm blieb nichts anderes übrig, als zwischen den Steinen hindurchzugehen.

So als erwartete er einen plötzlichen Hieb, zog Mandred den Kopf zwischen die Schultern, als er ins Innere des Kreises trat. Zehn Schritte, dann hätte er das andere Ende erreicht. Es war ein so lächerlich kurzes Stück Weg ...

Ängstlich sah Mandred sich um. Kein Schnee lag hier auf dem Boden aus gewachsenem Fels. Im Innern des Kreises schien der Winter keinen Einzug halten zu wollen. Seltsame Muster aus geschwungenen Linien waren in den Stein geritzt.

Zum Fjord hin fiel das Hartungskliff fast senkrecht ab. Unten vom Dorf sah es so aus, als hätte man eine steinerne Krone auf das Haupt des Kliffs gesetzt. Mehr als drei Mannlängen ragten die Granitblöcke auf, die in weitem Kreis das Felsplateau umschlossen. Es hieß, sie hätten schon lange, bevor die Menschen ins Fjordland gekommen waren, hier gestanden. Auch sie waren mit Mustern aus verschlungenen Linien geschmückt. So fein war dieses Gespinst, dass kein Mensch es nachzuahmen vermochte. Und sah man es zu lange an, dann fühlte man sich trunken wie von schwerem, gewürztem Wintermet.

Vor Jahren war einmal ein wandernder Skalde nach Firnstayn gekommen, der behauptet hatte, die stehenden Steine wären alte Elfenkrieger, die von ihren Urahnen, den Alben, mit einem Fluch belegt worden wären. Sie wären verdammt zu endloser, einsamer Wacht, bis das Land selbst sie eines fernen Tages um Hilfe rief und der Zauberbann gebrochen werde. Mandred hatte den Skalden damals verspottet. Jedes Kind wusste, dass die Elfen von zarter Gestalt und nicht größer als Menschen waren. Die Steine waren viel zu wuchtig, um Elfen zu sein.

Als er den Kreis durchmessen hatte, schlug Mandred eisiger Wind entgegen. Jetzt hatte er es so gut wie geschafft. Nichts würde ... Der Holzstoß! Er hätte ihn von hier aus sehen

müssen! Er war auf einem Sims windgeschützt dicht unter dem Klippenrand aufgeschichtet. Mandred ließ sich auf die Knie nieder und kroch vorwärts. Da war nichts!

Die Klippe ging hier fast zweihundert Schritt senkrecht in die Tiefe. Hatte es einen Steinschlag gegeben? War der Sims weggebrochen? Mandred hatte das Gefühl, dass seine Götter ihn verhöhnten. All seine Kräfte hatte er aufgeboten, um es bis hierher zu schaffen, und nun ...

Verzweifelt blickte er über den Fjord hinweg. Weit unten, auf der anderen Seite des gefrorenen Meerarms, kauerte sein Dorf im Schnee. Firnstayn. Es bestand aus vier Langhäusern und einer Hand voll kleiner Hütten, umgeben von einer lächerlich schwachen Palisade. Der hölzerne Wall aus Fichtenstämmen sollte Wölfe fern halten und ein Hindernis für Plünderer sein. Den Manneber würde diese Palisade niemals aufhalten.

Vorsichtig wagte sich der Jarl ein Stück näher an den Abgrund und blickte hinab zum Fjord. Das Feenlicht am Himmel zauberte grüne Schatten in die tief verschneite Landschaft. Firnstayn hatte sich in den Winterschlaf zurückgezogen. Weder Mensch noch Tier waren auf den Wegen zu sehen. Durch die Rauchfänge unter den Dachfirsten stieg weißer Qualm auf, der von Windböen zerpfückt und hinaus über den Fjord gejagt wurde. Sicher saß Freya bei der Feuergrube und horchte auf das Hornsignal, das verkündete, dass sie von der Jagd zurückkehrten.

Wenn das Horn nur nicht zerbrochen wäre! Von hier oben hätte man seinen Ruf bis hinab ins Dorf gehört. Welch ein grausames Spiel trieben die Götter mit ihm und den Seinen! Sahen sie ihm nun zu und lachten?

Mandred hörte ein leises Klicken. Matt wandte er sich ab. Der Manneber stand auf der anderen Seite des Steinkreises. Langsam ging er den Kreis entlang. Wagte auch er es nicht, zwischen die stehenden Steine zu treten?

Mandred robbte vom Rand der Klippe fort. Sein Leben war verwirrt, das wusste er. Aber wenn er die Wahl hatte, dann

wollte er lieber von der Kälte getötet werden, als zum Fraß für die Bestie zu werden.

Das Klicken der Hufe wurde schneller. Ein letzter Zug noch! Mandred hatte es geschafft. Er lag im Bannkreis der Steine.

Bleierne Müdigkeit griff nach seinen Gliedern. Mit jedem Atemzug schnitt der eisige Frost in seine Kehle. Erschöpft lehnte er sich gegen einen der Steine. Böiger Wind zerrte an seinen froststarrten Kleidern. Der Gürtel um seinen Oberschenkel hatte sich gelockert. Blut sickerte durch die Wollfetzen.

Leise betete Mandred zu seinen Göttern. Zu Firn, dem Herrn des Winters, zu Norgrimm, dem Herrn der Schlachten, zu Naida der Wolkenreiterin, die über die dreiundzwanzig Winde gebot, und zu Luth, dem Webmeister, der aus den Schicksalsfäden der Menschen einen kostbaren Teppich für die Wände der goldenen Halle wob, in der die Götter mit den tapfersten der toten Krieger zechten.

Mandred fielen die Augen zu. Er würde schlafen ... den langen Schlaf ... Seinen Platz in der Halle der Helden hatte er verwirkt. Er hätte mit seinen Gefährten sterben sollen. Er war ein Feigling! Gudleif, Ragnar und Asmund, keiner von ihnen war fortgelaufen. Dass der Holzstoß die Klippe hinabgestürzt war, war die Strafe der Götter.

Du hast Recht, Mandred Torgridson. Wer feige ist, den schützen die Götter nicht mehr, erklang eine Stimme in seinem Kopf.

War das der Tod?, fragte sich Mandred. Nur eine Stimme?

Mehr als eine Stimme! Sieh mich an!

Der Jarl vermochte seine Augenlider kaum mehr zu öffnen. Warmer Atem schlug ihm ins Gesicht. Er sah in große Augen, so blau wie der Himmel an einem Spätsommertag, wenn Mond und Sonne zugleich am Firmament standen. Es waren die Augen des Mannebers! Die Bestie war neben ihm, gleich außerhalb des Steinkreises, in die Hocke gegangen. Geifer troff von ihrem blutverkrusteten Maul. An einem der langen Hauer hingen noch faserige Fleischfetzen.

Wer feige ist, den schützen die Götter nicht mehr, erklang

wieder die fremde Stimme in Mandreds Kopf. *Nun können die anderen dich holen.*

Der Manneber richtete sich zu voller Größe auf. Seine Lippen zuckten. Fast schien er zu lächeln. Dann wandte er sich ab. Er umrundete den Steinkreis und war bald ganz außer Sicht.

Mandred legte den Kopf in den Nacken. Noch immer tanzte das geisterhafte Feenlicht über den Himmel. *Die anderen?* Schon umfing ihn Dunkelheit. Waren ihm die Augenlider zugefallen, ohne dass er es gemerkt hatte? Schlafen ... nur für kurze Zeit. Die Dunkelheit war verlockend. Sie verhiess Frieden.

MINNESPIEL

Noroelle saß im Schatten zweier Linden und ließ sich von Farodins Flötenspiel und Nuramons Gesang berühren. Fast schien es ihr, als schenkten ihr die beiden Werber mit ihren sanften Weisen die Sinne neu. Versonnen betrachtete sie das Spiel von Licht und Schatten im Blätterdach weit über ihr. Ihr Blick schweifte hinab zu der Quelle, die knapp außerhalb des Schattens lag. Sonnenlicht glitzerte auf dem Wasser. Sie beugte sich vor, ließ die Hand hineingleiten und spürte das Kribbeln des Zaubers, der darin wohnte.

Ihr Blick folgte dem Wasser, das sich in den kleinen See ergoss. Die Sonnenstrahlen drangen bis auf den Grund und ließen die bunten Edelsteine funkeln, die Noroelle einst dort mit Sorgfalt gebettet hatte. Sie nahmen den Zauber der Quelle in sich auf. Die Magie, die nicht gebunden wurde, strömte mit dem Wasser aus dem See in den Bach und wurde hinweggespült. Dort draußen nährten sich die Wiesen vom Zauber des Wassers. Und des Nachts verließen die kleinen Auenfeen ihre Blüten und trafen sich, um im Sternenlicht zu schwärmen und die Schönheit Albenmarks zu besingen.

Die Wiesen hatten ihre blühenden Frühlingskleider angelegt. Ein milder Wind trug den vielfältigen Duft der Gräser und Blumen zu Noroelle; unter den Bäumen vermischte er sich mit dem süßen Duft der Lindenblüten. Ein Rascheln schwebte über der Elfe, das sich mit dem Gesang der Vögel und dem Plätschern des Quellwassers verband und Farodins und Nuramons Klänge untermalte.

Während es Farodin gelang, mit seinem Flötenspiel einen feinen Klangteppich aus all den Schwingungen dieses Ortes zu weben, erhob Nuramon seine Stimme über diesen und ersann Worte, die Noroelle wie eine Albe erscheinen ließen. Liebevoll blickte sie zu Nuramon, der auf einem flachen Stein

am Wasser saß, und wieder zu Farodin, der am Stamm der größeren der beiden Linden lehnte.

Farodins Gesicht war das eines Elfenfürsten aus den alten Liedern, deren edle Schönheit als Glanz der Alben gepriesen wurde. Die lindgrünen Augen waren der Kronschmuck dieses Gesichts, das weißblonde Haar der sanfte Rahmen. Er trug die Tracht der Minnesänger, und alles – das Hemd, die Hosen, der Mantel, das Halstuch – war aus feinsten roter Feenseide gefertigt. Nur seine Schuhe waren aus weichem Gelgerok-Leder. Noroelle blickte auf seine Finger, die auf der Flöte tanzten. Sie hätte ihrem Spiel den ganzen Tag zuschauen können ...

Während Farodin dem Ideal eines Elfenmannes entsprach, konnte man dies von Nuramon so nicht behaupten. Die Frauen am Hof spotteten offen über sein Aussehen, nur um dann hinter vorgehaltener Hand von seiner andersartigen Schönheit zu schwärmen. Nuramon hatte hellbraune Augen und mittelbraunes Haar, das sich ein wenig wild bis auf seine Schultern wellte. In seiner sandfarbenen Kleidung entsprach er zwar nicht dem Bild eines Minnesängers, bot aber dennoch einen angenehmen Anblick. Statt der Seide der Feen hatte er deren Wollstoffe gewählt, die weit weniger kostbar waren, aber so fest und weich, dass Noroelle beim Betrachten des Hemdes und des waldfarbenen Mantels am liebsten zu Nuramon gegangen wäre, um den Kopf an seine Brust zu legen. Selbst die halbhohen Stiefel, die aus erdfarbenem und besonders weichem Gelgerok-Leder waren, erweckten bei Noroelle den Wunsch, sie zu berühren. Der Ausdruck von Nuramons Gesicht war so wandelbar wie seine Stimme, die alle Formen des Gesangs beherrschte und jeder Gefühlsregung einen treffenden Klang verlieh. Seine braunen Augen aber sprachen von Sehnsucht und Melancholie.

Farodin und Nuramon waren unterschiedlich, doch jeder war auf seine Art beeindruckend. Beide hatten ihre eigene Vollkommenheit, so wie das Licht des Tages ebenso reizvoll war wie die Dunkelheit der Nacht, oder Sommer und Winter, Frühling und Herbst. Noroelle wollte nichts davon missen,

und der Vergleich des Äußeren der beiden Männer brachte sie einer Entscheidung für einen von ihnen nicht näher.

Bei Hofe hatten manche ihr geraten, sie solle bei der Wahl ihres Gefährten das Familienhaus berücksichtigen. Doch war es denn etwa Farodins Verdienst, dass seine Urgroßmutter noch eine leibhaftige Albe gewesen war? Und war es etwa Nuraemons Schuld, dass er aus einer Familie stammte, die durch viele Generationen von den Alben getrennt war? Noroelle wollte ihre Entscheidung nicht von ihren Vorfahren abhängig machen, sondern von ihnen selbst.

Farodin wusste, wie er um eine hohe Frau werben musste. Er kannte alle Regeln und Bräuche und handelte stets so angemessen und ehrenvoll, dass man ihn allseits bewundern musste. Noroelle war sehr davon angetan, dass er ihr Innerstes zu kennen schien, es zu berühren vermochte und stets so passende Worte fand, als könnte er in jedem Augenblick ihre Gedanken und ihre Gefühle wahrnehmen. Doch hier lag zugleich auch sein Makel. Farodin kannte sämtliche Lieder und alle alten Geschichten. Er wusste stets, welches süße Wort er sprechen musste, weil er sie alle zuvor gehört hatte. Welche waren aber seine Worte und welche die der alten Dichter? War diese Weise von ihm selbst, oder hatte er sie zuvor gehört? Noroelle musste lächeln; der scheinbare Makel haftete nicht Farodin an, sondern ihr. War dieser liebliche Ort nicht in allem so, wie es die alten Sänger geschildert hatten? Die Sonne, die Linde, der Schatten, die Quelle, der Zauber? Und boten die alten Sänger demnach nicht auch die passenden Lieder zu diesem lieblichen Ort? Konnte sie demzufolge Farodin einen Vorwurf machen, dass er nichts anderes tat als das, was in dieser Lage angemessen war? Nein, das durfte sie nicht. Farodin war in jeder Hinsicht vollkommen, und jede Frau in den Gefilden der Elfen wäre glücklich über sein Werben.

Dennoch fragte sie sich, wer Farodin eigentlich war. Er entzog sich ihr, wie die Quelle von Lyn sich den Blicken der Elfen durch strahlendes Licht entzog. Sie wünschte sich, er würde

seinen Schein für eine Weile schmälern, sodass sie einen Blick auf die Quelle werfen konnte. Oft hatte sie versucht, ihn dazu zu bewegen, doch er hatte ihre Gesten nicht verstanden. So war ihr der Blick in sein Innerstes bislang verwehrt gewesen. Und manchmal fürchtete sie, dort könnte etwas Dunkles lauern, etwas, das Farodin um jeden Preis zu verbergen trachtete. Hin und wieder unternahm ihr Liebster lange Reisen, doch nie sprach er davon, wohin er ging und aus welchem Grunde. Und wenn er zurückkehrte, erschien er Noroelle bei aller Wiedersehensfreude noch verschlossener als zuvor.

Bei Nuramon hingegen wusste Noroelle genau, um wen es sich handelte. Schon oft hatte man ihr gesagt, Nuramon sei nicht der Richtige für sie, er sei ihrer Würde nicht angemessen. Er stammte nämlich nicht nur aus einer vielköpfigen Sippe, sondern auch aus einer Linie, der eine Schande anhaftete. Denn Nuramon trug die Seele eines Elfen in sich, der in all seinen Leben, in die er hineingeboren worden war, die Bestimmung seines Daseins nicht gefunden hatte und demnach nicht ins Mondlicht gegangen war. Wem dieser Weg versperrt blieb, der wurde in seiner Sippe wiedergeboren, bis sein Schicksal sich erfüllte. Und dabei war er nicht in der Lage, sich an die vorigen Leben zu erinnern.

Kein anderer war so oft wiedergeboren worden wie Nuramon; seit Jahrtausenden war er dem Wechselspiel von Leben, Tod und Wiedergeburt nun schon ausgesetzt. Mit der Seele hatte Nuramon auch seinen Namen geerbt. Die Königin hatte in ihm die Seele seines Großvaters erkannt und ihm dessen Namen gegeben. Die scheinbar nicht enden wollende Suche nach seiner Bestimmung hatte selbst in Nuramons eigener Familie für hochmütigen Spott gesorgt. Zumindest musste sich derzeit keiner um sein Neugeborenes sorgen; doch sobald Nuramon stürbe, würde seine Seele gleich einem Schatten über seiner Sippe liegen. Niemand wusste, wem der nächste Nuramon geboren würde.

Alles in allem konnte er wahrlich nicht auf seine Abstammung schauen und dabei hoffen, ihretwegen bewundert zu

werden. Im Gegenteil, alle sagten, Nuramon werde den gleichen Weg gehen wie zuvor; er werde nach seiner Bestimmung suchen, darüber sterben und wiedergeboren werden. Noroelle war diese Sichtweise zuwider. Sie sah einen vortrefflichen Mann vor sich sitzen, und als Nuramon ein weiteres Lied auf ihre Schönheit sang, spürte Noroelle, dass jedes Wort, das er sprach, seiner tief empfundenen Liebe zu ihr entsprang. Was die Wiege ihm verwehrt hatte, das hatte er sich selbst erworben. Nur eins wagte er nicht: ihr zu nahe zu kommen. Noch nie hatte er sie berührt, noch nie hatte er es gewagt, so wie Farodin, ihre Hand zu fassen und diese gar zu küssen. Und wann immer sie versuchte, ihm eine harmlose Zärtlichkeit zukommen zu lassen, wies er sie mit süßen, berausenden Worten zurück.

Von welcher Seite sie ihre beiden Werber auch betrachtete, sie konnte im Augenblick zu keiner Entscheidung finden. Wenn Farodin ihr sein Innerstes offenbarte, dann würde sie ihn wählen. Wenn Nuramon seine Hände nach ihr ausstreckte und ihre Hand fasste, dann würde sie ihm den Vorrang geben. Die Entscheidung lag nicht bei ihr.

Es waren erst zwanzig Jahre vergangen, da dieses Werben begonnen hatte. Es mochten noch einmal zwanzig Jahre vergehen, bis sie eine Entscheidung von ihr erwarteten. Und wenn sie keine Entscheidung traf, dann würde derjenige, der die größere Beständigkeit zeigte, ihre Gunst gewinnen. Sollten sie sich auch darin ebenbürtig sein, so mochte die Werbung auf immer anhalten – eine Vorstellung, die Noroelle zum Schmunzeln brachte.

Farodin stimmte ein neues Stück an und spielte so innig, dass Noroelle die Augen schloss. Sie kannte das Lied, sie hatte es einst bei Hofe gehört. Doch mit jedem Ton, den Farodin erklingen ließ, übertraf er, was sie damals vernommen hatte.

Nuramons Stimme verblasste dagegen ein wenig, bis Farodin wiederum ein neues Lied begann. »*O schau nur, holdes Albenkind!*«, sang Nuramon nun. Noroelle öffnete die Augen,

sie war von dem plötzlichen Wechsel in seiner Stimme überrascht.

»*Dort auf dem Wasser ein Gesicht.*« Er schaute auf das Wasser, aber sie konnte seinem Blick nicht folgen, so gebannt war sie von seiner Stimme.

»*O Noroelle, geh hin geschwind / Vom Schatten aus hinein ins Licht.*« Noroelle stand auf und folgte den Worten; sie ging einige Schritte von der Quelle fort und kniete sich an das Ufer des Sees, um ins Wasser zu blicken. Doch da war nichts.

Nuramon sang weiter. »*Die blauen Augen sind ein See.*« Noroelle sah blaue Augen; es waren ihre eigenen, die Nuramon gern mit einem See verglich.

»*Dein Nachthaar weht im Frühlingswind.*« Sie sah ihr Haar, wie es sanft über ihren Hals streifte, und musste lächeln.

»*Du lächelst dort wie eine Fee. O schau nur, holdes Albenkind!*« Sie betrachtete sich ganz genau und lauschte, wie Nuramon in den verschiedenen Sprachen der Albenkinder von ihrer Schönheit sang. In den Feensprachen klang einfach alles schön, aber er konnte selbst mit der Zunge der Kobolde sprechen und ihr dabei schmeicheln.

Während sie ihm zuhörte, hatte sie nicht länger sich selbst vor Augen, sondern eine andere Frau, viel schöner als sie sich je empfunden hatte, so erhaben wie die Königin und mit einer Anmut versehen, wie man sie den Alben nachsagte. Auch wenn sie sich selbst nicht in diesem Licht sah, wusste sie, dass Nuramons Worte direkt von Herzen kamen.

Als ihre Liebsten verstummten, wandte sie den Blick unsicher vom Wasser ab und schaute zu Nuramon, dann zu Farodin. »Warum habt ihr aufgehört?«

Farodin schaute hinauf zum Blätterdach. »Die Vögel sind unruhig. Ihnen ist offenbar nicht länger zum Singen zumute.«

Noroelle wandte sich zu Nuramon. »War das wirklich mein Gesicht, das ich im Wasser sah? Oder war es deine Zauberei?«

Nuramon lächelte. »Ich habe nicht gezaubert, nur gesungen. Aber dass du es nicht zu unterscheiden wusstest, schmeichelt mir.«

Farodin erhob sich plötzlich, und auch Nuramon stand auf und blickte über den See und die Wiesen hinweg in die Ferne. Da ertönte ein tiefes Hornsignal über dem Land.

Nun erhob sich auch Noroelle. »Die Königin? Was mag geschehen sein?«, fragte sie.

Farodin war mit wenigen Schritten neben Noroelle und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Mach dir keine Sorgen, Noroelle.«

Nuramon war hergekommen und flüsterte ihr ins Ohr: »Es ist gewiss nichts, was nicht von einer Schar Elfen gelöst werden kann.«

Noroelle seufzte. »Es war wohl zu schön, um den ganzen Tag anzuhalten.« Sie sah, wie die Vögel sich in die Luft erhoben und kurz darauf der Burg der Königin entgegenflogen, die jenseits der Wiesen und der Wälder auf einem Hügel lag. »Beim letzten Mal hat die Königin dich zur Elfenjagd berufen. Ich Sorge mich um dich, Farodin.«

»Bin ich nicht jedes Mal zurückgekehrt? Und hat nicht Nuramon dir stets die Zeit versüßt?«

Noroelle löste sich von Farodin und wandte sich beiden zu. »Und wenn ihr nun gemeinsam fortmüsstet?«

»Man wird mir keine solche Pflicht anvertrauen«, wandte Nuramon ein. »Das war immer so, und so wird es auch immer sein.«

Farodin schwieg, Noroelle aber sagte: »Die Anerkennung, die man dir verwehrt, werde ich dir geben, Nuramon. Aber nun geht! Holt eure Pferde und reitet voraus! Ich werde nachkommen und euch heute Abend bei Hofe sehen.«

Farodin fasste Noroelles Hand, küsste diese und verabschiedete sich. Nuramons Abschied bestand in einem liebevollen Lächeln. Dann ging er zu Felbion, seinem Schimmel. Farodin saß bereits auf seinem Braunen. Noroelle winkte ihnen noch einmal zu.

Die Elfe beobachtete ihre beiden Liebsten, wie sie abseits der Feenblüten über die Wiese ritten, dem Wald und der jenseits davon liegenden Burg entgegen. Sie trank ein wenig Was-

ser aus der Quelle und machte sich dann auf den Weg. Barfüßig schritt sie über die Wiesen. Sie wollte zur Fauneneiche gehen. Unter ihr konnte sie so klare Gedanken fassen wie nirgends sonst. Die Eiche hielt ihrerseits Zwiesprache mit ihr und hatte sie in jungen Jahren viel Zauberei gelehrt.

Auf ihrem Weg dachte sie über Farodin und Nuramon nach.

ERWACHEN

Es ist erstaunlich warm, dachte Mandred, als er erwachte. Ganz in der Nähe erklang Vogelgezwitscher. In die Halle der Helden war er gewiss nicht eingegangen. Vögel gab es dort keine ... Und überhaupt sollte der Honigduft von schwerem Met in der Luft hängen und der Geruch von harzigem Fichtenholz, das in der Feuergrube glühte!

Er hätte nur die Augen aufschlagen müssen, um zu wissen, wo er war. Aber Mandred zögerte es hinaus. Er lag auf etwas Weichem. Nichts schmerzte. Hände und Füße kribbelten leicht, aber das war nicht unangenehm. Er wollte gar nicht wissen, wo er war. Er wollte einfach nur den Augenblick genießen, in dem er sich so wohl fühlte. So war es also, wenn man tot war.

»Ich weiß, dass du wach bist.« Die Stimme klang, als ob es ihr schwer fiel, Worte zu formen.

Mandred schlug die Augen auf. Er lag unter einem Baum, dessen Äste sich wie eine weite Kuppel über ihn wölbten. Neben ihm kniete ein Fremder und tastete mit starken Händen seinen Körper ab. Die Äste reichten bis dicht über seinen Kopf; sein Gesicht blieb im Spiel von Licht und Schatten verborgen.

Mandred blinzelte, um deutlicher sehen zu können. Irgendwas stimmte hier nicht. Die Schatten schienen um das fremde Gesicht zu wirbeln, so als wollten sie es voller Absicht verbergen.

»Wo bin ich?«

»In Sicherheit«, entgegnete der Fremde knapp.

Mandred wollte sich aufrichten. Da bemerkte er, dass seine Hände und Beine auf den Boden gebunden waren. Nur den Kopf konnte er anheben.

»Was hast du mit mir vor? Warum bin ich gefesselt?«

Kurz blitzten zwischen den Schatten zwei Augen auf. Sie hatten die Farbe hellen Bernsteins, wie man ihn manchmal

nach schweren Stürmen weiter im Westen an den Ufern des Fjordes fand.

»Wenn Atta Aikhjarto dich geheilt hat, kannst du gehen. Ich lege längst nicht so viel Wert auf deine Gesellschaft, dass ich dich fesseln würde. Er war es, der darauf bestand, deine Wunden zu versorgen ...« Der Fremde machte einen seltsam schnalzenden Laut. »Deine Sprache macht einem Knoten in die Zunge. Sie ist ohne jede ... Schönheit.«

Mandred sah sich um. Außer dem Fremden, der auf so unheimliche Weise vom Zwielicht umgeben war, war hier niemand. Von den tiefer hängenden Ästen des mächtigen Baumes fielen Blätter wie an einem windstillen Herbsttag und sanken sanft schaukelnd zu Boden.

Der Krieger blickte zur Krone hinauf. Er lag unter einer Eiche. Ihr Laub strahlte in kräftigem Frühlingsgrün. Es roch nach guter, schwarzer Erde, aber auch nach Verwesung, nach fauligem Fleisch.

Ein goldener Lichtstrahl stach durch das Blätterdickicht hinab zu seiner linken Hand. Jetzt sah er, was ihn gefangen hielt: Es waren die Wurzeln der Eiche! Um sein Handgelenk hatte sich fingerdickes, knotiges Wurzelwerk geschlungen, und die Finger waren von hauchzartem, weißem Wurzelgeflecht überzogen. Von dort kam der faulige Geruch.

Der Krieger bäumte sich in seinen Fesseln auf, doch jeder Widerstand war sinnlos. Fesseln aus Eisenbändern hätten ihn nicht fester halten können als diese Wurzeln.

»Was geschieht mit mir?«

»Atta Aikhjarto hat angeboten, dich zu heilen. Du warst vom Tod gezeichnet, als du die Pforte durchschrittest. Er hat mir befohlen, dich hierher zu bringen.« Der Fremde deutete zu den weit ausladenden Ästen hinauf. »Er zahlt einen hohen Preis dafür, das Gift des Frostes aus deinem Körper zu ziehen und deinem Fleisch die Farbe von Rosenblättern zurückzugeben.«

»Bei Luth, wo bin ich hier?«

Der Fremde stieß ein meckerndes Geräusch aus, das ent-

fernt an ein Lachen erinnerte. »Du bist da, wo deine Götter keine Macht mehr haben. Du musst sie verärgert haben, denn eigentlich behüten sie euch Menschenkinder davor, durch diese Pforten zu gelangen.«

»Die Pforten?«

»Der Steinkreis. Wir haben gehört, wie du zu deinen Göttern gebetet hast.« Wieder verfiel der Fremde in meckerndes Lachen. »Du bist jetzt in Albenmark, Mandred, bei den Albenkindern. Das ist ziemlich weit weg von deinen Göttern.«

Der Krieger erschrak. Wer die Pforten zu der jenseitigen Welt durchschritt, war ein Verfluchter! Er hatte genug Geschichten über Männer und Frauen gehört, die in das Reich der Albenkinder geholt wurden. Keine dieser Geschichten nahm ein gutes Ende. Und doch ... Wenn man beherzt auftrat, konnte man sie zuweilen dazu bringen, einem einen Dienst zu erweisen. Ob sie von dem Manneber wussten?

»Warum hilft mir Atta Aik ... Atta Ajek ... die Eiche?«

Der Fremde schwieg eine Weile. Mandred wünschte, er hätte dessen Gesicht sehen können. Es musste wohl ein Zauber sein, der es so beharrlich vor seinen Blicken verbarg.

»Atta Aikhjarto muss dich für bedeutsam halten, Krieger. Bei manchen sehr alten Bäumen, so heißt es, reichen die Wurzeln so tief, dass sie in eurer Welt gründen, Mensch. Was immer Atta Aikhjarto um dich weiß, muss ihm so viel bedeuten, dass er einen großen Teil seiner Kraft für dich opfert. Er nimmt dein Gift in sich auf und gibt dir dafür von seinem Lebenssaft.« Der Fremde deutete auf die fallenden Blätter. »Er leidet statt deiner, Mensch. Und du hast fortan die Kraft einer Eiche in deinem Blut. Du wirst nicht mehr sein wie die anderen deiner Art, und du wirst ...«

»Genug!«, unterbrach eine scharfe Stimme den Redefluss des Fremden. Die Äste des Baums teilten sich, und eine Gestalt, halb Mensch, halb Pferd, trat an Mandreds Lager.

Der Krieger schaute das Geschöpf fassungslos an. Nie zuvor hatte er von einer solchen Kreatur gehört. Dieses Mannpferd hatte den muskulösen Oberkörper eines Menschen, der aus

dem Rumpf eines Pferdes wuchs! Sein Gesicht wurde von einem in Locken gedrehten schwarzen Bart eingerahmt. Das Haupthaar war kurz geschoren, und ein Goldreif ruhte auf seiner Stirn. Um die Schultern geschlungen trug er einen Köcher mit Pfeilen, und in der Linken hielt er einen kurzen Jagdbogen. Er hätte einen stattlichen Krieger abgegeben, wäre da nicht dieser rotbraune Pferdeleib gewesen.

Das Mannpferd verneigte sich knapp in Mandreds Richtung. »Man nennt mich Aigilaos. Die Herrin von Albenmark wünscht dich zu sehen, und man hat mir die Ehre übertragen, dich zum Königshof zu geleiten.« Er sprach mit tiefer, melodischer Stimme, doch betonte er die Worte dabei auf seltsame Weise.

Mandred spürte, wie sich der eiserne Griff der Wurzeln lockerte und ihn schließlich ganz freigab. Doch er hatte nur Augen für das Mannpferd. Dieses seltsame Geschöpf erinnerte ihn an den Manneber. Auch er war halb Mensch, halb Tier gewesen. Wie mochte erst die Herrin dieses Mannpferdes aussehen?

Mandred tastete über seinen Oberschenkel. Die tiefe Wunde hatte sich geschlossen, ohne auch nur eine Narbe hinterlassen zu haben. Versuchshalber streckte er die Beine. Kein unangenehmes Kribbeln, keine Schmerzen mehr! Sie schienen völlig gesundet, so als wären sie niemals vom Frostbiss verstümmelt gewesen.

Vorsichtig stand er auf. Noch traute er der Kraft seiner Beine nicht. Durch die Sohlen seiner Stiefel fühlte er den weichen Waldboden. Das war Zauberei! Mächtige Zauberei, wie keine Hexe im Fjordland sie hätte wirken können. Beine und Füße waren tot gewesen. Jetzt war das Gefühl wieder in sie zurückgekehrt.

Der Krieger trat an den mächtigen Eichenstamm heran. Fünf Männer hätten den Baum mit ausgestreckten Armen nicht umfassen können. Er musste Jahrhunderte alt sein. Ehrfürchtig kniete Mandred vor der Eiche nieder und berührte mit der Stirn die zerklüftete Rinde. »Ich danke dir, Baum. Ich stehe mit meinem Leben in deiner Schuld.« Er räusperte sich verlegen. Wie

bedankte man sich bei einem Baum? Einem Baum mit Zauberkraften, den der gesichtslose Fremde mit einer Ehrfurcht behandelte, als wäre er ein König. »Ich ... Ich werde wiederkehren und dir zu Ehren ein Fest feiern. Ein Fest, wie wir es in den Fjordlanden begehen. Ich ...« Er breitete die Arme aus. Es war jämmerlich, sich mit nichts als einem Versprechen bei seinem Lebensretter zu bedanken. Es sollte etwas Handfesteres sein ...

Mandred riss einen Streifen Stoff von seiner Hose und knotete ihn um einen der tiefer hängenden Äste. »Wenn es je etwas gibt, was ich für dich tun kann, sende mir einen Boten, der mir diesen Stoffstreifen überbringt. Ich schwöre bei dem Blute, mit dem der Stoff durchtränkt ist, dass meine Axt von heute an zwischen dir und all deinen Feinden stehen wird.«

Ein Rascheln ließ Mandred aufblicken. Eine rotbraune Eichel fiel von der Krone des Baumes herab, streifte seine Schulter und landete im welken Laub.

»Nimm sie«, sagte der Fremde leise. »Atta Aikhjarto macht selten Geschenke. Er hat dein Gelöbnis angenommen. Hüte die Eichel gut. Sie mag ein großer Schatz sein.«

»Ein Schatz, von dem in jedem Jahr tausende Brüder an den Ästen Atta Aikhjartos wachsen«, spottete das Mannpferd. »Schätze, mit denen sich Heerscharen von Eichhörnchen und Mäusen den Bauch voll schlagen. Du bist wahrlich reich beschenkt, Menschensohn. Komm nun, du wirst unsere Herrin doch nicht warten lassen?«

Mandred musterte das Mannpferd misstrauisch und bückte sich nach der Eichel. Aigilaos war ihm nicht geheuer. »Ich fürchte, ich werde mit dir nicht Schritt halten können.«

Weißer Zähne blitzten zwischen dem dichten Bart. Aigilaos grinste breit. »Das wirst du auch nicht müssen, Menschensohn. Schwing dich auf meinen Rücken und halte dich gut am Lederband meines Köchers fest. Ich bin nicht weniger kräftig als ein Schlachtross deiner Welt, und ich wette meinen Schweif, dass ich jedes Pferd, dem du je begegnet bist, im Laufen schlagen würde. Dabei ist mein Tritt so leicht, dass sich kaum ein Grashalm unter meinen Hufen beugt. Ich bin Aigi-

laos, der Schnellste unter den Kentauren, und man rühmt mich ...«

»... einer noch schnelleren Zunge«, spottete der Fremde. »Man sagt von den Kentauren, dass ihnen gern die Zunge durchgeht. Sie ist so schnell, dass sie manchmal sogar die Wirklichkeit überholt.«

»Und von dir, Xern, heißt es, dass du ein solcher Griesgram bist, dass es mit dir nur Bäume aushalten«, erwiderte Aigilaos lachend. »Und das vermutlich nur, weil sie nicht vor dir davonlaufen können.«

Die Blätter der großen Eiche rauschten, obwohl Mandred keinen Luftzug spürte. Welkes Laub fiel dicht wie Frühlings-schnee.

Der Kentaurenblickte zu den mächtigen Ästen empor. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden. »Mit dir habe ich keinen Streit, Atta Aikhjarto.«

In der Ferne erklang ein Horn. Das Mannpferd wirkte plötzlich erleichtert. »Die Hörner von Albenmark rufen. Ich muss dich zum Hof der Königin bringen, Menschensohn.«

Xern nickte Mandred zu. Für einen Augenblick schwand der Zauber, der sein Antlitz den Blicken entzog. Er hatte ein schmales, hübsches Gesicht, wenn man davon absah, dass seinem dichten Haar ein mächtiges Hirschgeweih entsprang. Dem Krieger verschlug es den Atem. Erschrocken wich er zurück. Gab es hier denn nur Tierr Männer?

Plötzlich fügten sich für Mandred alle Ereignisse zu einem deutlichen Bild zusammen. Der Manneber war von hier gekommen! Er hatte ihn bei der Jagd verschont. Es war kein Zufall gewesen, dass er als Einziger nicht unter den tödlichen Hauern der Bestie gestorben war. Die Verfolgung ... War dies etwa Teil eines heimtückischen Plans? Sollte er in den Steinkreis getrieben werden? Vielleicht war er nur das Wild dieser Bestie gewesen und hatte genau das getan, was sie wollte. Er war in den Steinkreis getreten ...

Das Mannpferd scharrte unruhig mit den Hufen. »Komm, Mandred!«

Mandred griff nach dem Gurt des Köchers und zog sich auf den Rücken des Kentauren. Er würde sich dem stellen, was ihn erwartete! Er war kein Feigling. Mochte diese geheimnisvolle Herrin tausend Hörner rufen lassen, er würde gewiss nicht das Knie vor ihr beugen. Nein, er würde ihr aufrecht und voller Stolz entgegentreten und ein Wergeld zur Sühne für das Unheil fordern, das ihr Manneber ins Fjordland getragen hatte.

Aigilaos zerteilte mit seinen kräftigen Armen den schützenden Vorhang aus Ästen und trat auf eine steinige Wiese hinaus. Mandred sah sich verwundert um. Hier herrschte Frühling, und der Himmel erschien ihm viel weiter als im Fjordland! Aber wie konnte dann eine reife Eichel vom Baum fallen?

Das Mannpferd verfiel in einen scharfen Galopp. Mandreds Hände klammerten sich fest um das Leder des Köchers. Aigilaos hatte nicht gelogen. Schnell wie der Wind eilte er über die Wiese, vorbei an einer mächtigen Turmruine. Dahinter erhob sich ein Hügel, der von einem Steinkreis gekrönt wurde.

Mandred war nie ein guter Reiter gewesen. Seine Beine verkrampften sich, so fest presste er sie gegen die Flanken des Mannpferdes. Aigilaos lachte. Er trieb ein Spiel mit ihm! Doch er würde ihn nicht bitten, langsamer zu werden, schwor sich Mandred stumm.

Sie durchquerten einen lichten Birkenhain. Die Luft war erfüllt von goldenen Samen. Alle Bäume waren gerade gewachsen. Ihre Stämme schimmerten wie Elfenbein. Nirgends hing die Rinde in Fetzen herunter, so wie bei den Bäumen, die er vom Fjordland kannte. Wilde Rosen rankten sich um vereinzelte Findlinge aus grauem Fels. Fast schien es, als herrschte in dem Hain eine seltsame, wilde Ordnung. Doch wer würde seine Zeit damit vertun, ein Stück Wald zu hegen, das keine Ernte einbrachte? Gewiss nicht ein Wesen wie Aigilaos!

Der Weg stieg stetig an und war bald nur wenig mehr als ein schmaler Wildpfad. Die Birken wurden von Buchen abgelöst, deren Blätterdach so dicht war, dass es kaum Licht hindurchließ. Wie graue Säulen erschienen Mandred die hohen, schlanken Stämme. Es war unheimlich still. Nur mehr der

vom dicken Laubboden gedämpfte Hufschlag war zu vernehmen. Hin und wieder bemerkte Mandred hoch in den Kronen seltsame Nester, die wie große Säcke aus weißem Leintuch aussahen. In manchen der Nester leuchteten Lichter. Der Krieger fühlte sich beobachtet. Irgendetwas war dort oben und folgte ihnen mit neugierigen Blicken.

Aigilaos preschte noch immer mit halsbrecherischem Galopp voran. Eine Stunde oder vielleicht noch länger ritten sie durch den stillen Wald, bis sie schließlich auf einen breiten Weg stießen. Das Mannpferd schwitzte nicht einmal.

Der Wald wurde nun lichter. Breite Bänder aus grauem, moosbewachsenem Fels durchschnitten den dunklen Boden. Aigilaos wurde langsamer. Er sah sich aufmerksam um.

Mandred erblickte halb zwischen den Bäumen verborgen einen weiteren Steinkreis. Die stehenden Steine waren von Efeu umrankt. Ein gestürzter Baumriese lag quer im Kreis. Der Ort schien seit langem verlassen.

Der Krieger spürte, wie sich die feinen Härchen in seinem Nacken aufrichteten. Die Luft war hier ein wenig kühler. Er hatte das beklemmende Gefühl, dass knapp außerhalb seines Gesichtsfeldes etwas lauerte, das selbst dem Mannpferd unheimlich war. Warum hatte man diesen Steinkreis aufgegeben? Was mochte hier geschehen sein?

Der Weg führte sie hinauf zu einer Klippe, die einen atemberaubenden Blick auf das umliegende Land gewährte. Direkt vor ihnen lag eine weite Klamm, die aussah, als hätte hier einst Naida die Wolkenreiterin mit einem gewaltigen Blitzschlag den felsigen Boden gespalten. Ein schmaler, aus dem Stein geschlagener Weg führte hinab zu einer Brücke, die sich in kühnem Bogen über den Abgrund spannte.

Jenseits der Klamm stieg das Land in sanften Hügeln an, die zum Horizont hin in graue Berge übergingen. Über den jenseitigen Rand der Klippe ergoss sich eine Vielzahl kleiner Bäche schäumend in den Abgrund.

»Shalyn Falah, die weiße Brücke«, sagte Aigilaos ehrfurchtsvoll. »Es heißt, sie sei aus einem Fingerknöchelchen der Riesin

Dalagira geschnitten. Wer sie überschreitet, betritt das Herzland von Albenmark. Es ist sehr lange her, dass ein Menschensohn diesen Ort zu sehen bekam.«

Das Mannpferd machte sich an den Abstieg in die Klamm. Der Boden aus glattem Fels war mit Gischtwasser benetzt. Vorsichtig tastete es sich abwärts und fluchte dabei herzhaf in einer Sprache, die Mandred nicht verstand.

Als sie einen breiten Felssims erreichten, bat Aigilaos Mandred abzusteigen. Vor ihnen lag die Brücke. Sie war nur zwei Schritt breit und zur Mitte des Weges hin leicht gewölbt, sodass das Sprühwasser sich nicht in Pfützen sammelte, sondern abließ. Es gab kein Geländer.

»Wahrlich ein wunderschönes Bauwerk«, murmelte Aigilaos missmutig. »Nur haben die Erbauer nicht daran gedacht, dass es vielleicht Geschöpfe mit beschlagenen Hufen geben könnte. Es ist besser für dich, wenn du auf eigenen Füßen die Brücke passierst, Mandred. Man erwartet dich auf der anderen Seite. Ich werde einen Umweg nehmen und wohl erst in der Nacht auf der Burg eintreffen. Dich aber erwartet die Herrin zur Stunde der Dämmerung.« Er lächelte schief. »Ich hoffe, du bist schwindelfrei, Krieger.«

Mandred hatte ein flaes Gefühl, als er die spiegelglatte Brücke betrachtete. Aber er würde diesem Mannpferd seine Angst nicht zeigen! »Natürlich bin ich schwindelfrei. Ich bin ein Krieger aus dem Fjordland. Ich kann klettern wie eine Ziege!«

»Zumindest bist du so haarig wie eine Ziege.« Aigilaos grinste frech. »Wir sehen uns am Hof der Herrin.« Der Kentaur wandte sich ab und erklimmte zügig den steilen Pfad zum Rand der Klamm.

Mandred betrachtete die Brücke. In den Märgen vom Feenland mussten die sterblichen Helden meist eine Prüfung bestehen. War das hier seine Prüfung? Hatte das Mannpferd ihn hinter das Licht geführt?

Es war müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen! Entschlossen trat Mandred auf die Brücke. Er war überrascht, mit

den Sohlen seiner Winterstiefel guten Halt zu finden. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen. Feines Sprühwasser perlte von seinem Gesicht. Der Wind griff mit unsichtbaren Fingern nach seinem Bart. Bald war Mandred weit über dem Abgrund. In immer dichteren Wolken zog das Sprühwasser über die Brücke. So musste sich ein Vogel in luftiger Höhe fühlen, mitten zwischen Himmel und Erde.

Neugierig musterte er den steinernen Boden. Nirgends war eine Fuge zu entdecken. Es schien ganz so, als wäre die Brücke tatsächlich aus einem einzigen Stein geschnitten. Oder war die Brücke in Wahrheit aus dem Fingerknöchelchen einer Riesin gefertigt, so wie Aigilaos es behauptet hatte? Sie war glatt wie poliertes Elfenbein. Mandred verscheuchte den Gedanken. Eine Riesin von dieser Größe hätte das ganze Fjordland unter sich begraben, wenn sie gefallen wäre. Diese Geschichte konnte nur ein Märchen sein.

Je weiter er kam, desto übermütiger wurde Mandred. Schließlich trat er dicht an den Rand der Brücke und blickte in den Abgrund. Die Tiefe hatte etwas Anziehendes. Sie erweckte in ihm den Wunsch, einfach zu springen. Sich der Freiheit des Falls hinzugeben. Je länger er hinabsah, desto stärker wurde sein Wunsch, diesem Lockruf nachzugeben.

»Mandred?« Aus den Dunstschleiern trat eine hoch gewachsene, schlanke Gestalt. Sie war ganz in Weiß gekleidet. Die linke Hand ruhte auf dem Knauf des Schwertes am Gürtel.

Mandreds Rechte wollte im Reflex dorthin greifen, wo für gewöhnlich seine Axt im Gürtel steckte. In diesem Augenblick wurde ihm bewusst, dass er unbewaffnet war.

Sein Gegenüber hatte die Bewegung durchaus bemerkt. »Ich bin nicht dein Feind, Menschensohn.« Er strich sich mit nachlässiger Geste das Haar aus dem Gesicht. »Mein Name ist Ollowain. Ich bin der Wächter der Shalyn Falah. Meine Königin hat mich beauftragt, dich das letzte Stück Weg zu ihrer Burg zu geleiten.«

Mandred musterte den Mann abschätzend. Er bewegte sich mit der Gewandtheit einer Katze. Sonderlich stark sah er nicht

aus. Und doch umgab ihn eine Aura der Selbstsicherheit, als wäre er der Held vieler Schlachten. Sein Gesicht war schmal und blass. Spitze Ohren stachen durch das hellblonde Haar, das von Sprühwasser strähnig geworden war. Ollowains Augen verrieten nicht, was er dachte. Überhaupt war sein Gesicht wie eine Maske.

Mandred dachte an die Geschichten, die man sich in langen Winternächten erzählte. Es konnte wohl keinen Zweifel geben: Dies musste ein Elf sein! Und auch er wusste um Mandreds Namen ... »Warum kennt mich jeder in diesem Land?«, fragte er misstrauisch.

»Nachrichten reisen schnell in Albenmark, Menschensohn. Unserer Königin entgeht nichts, was in ihrem Land geschieht. Ihren Kindern schickt sie Boten, die auf dem Wind reisen. Doch nun komm. Es liegt ein langer Ritt vor uns, und ich werde nicht gestatten, dass du meine Herrin warten lässt. Folge mir!« Der Elf drehte sich auf dem Absatz um und trat in die schmale Klamm, die hinter der Brücke lag.

Verblüfft sah Mandred dem Elfen nach. Was war denn das? So behandelte man doch keinen Gast!, dachte er aufgebracht. Noch mehr ärgerte ihn, dass Ollowain offensichtlich keinen Augenblick daran zweifelte, dass er ihm hinterherlief. Missmutig folgte er dem Elfen in die Klamm. Die rötlichen Felswände waren von blaugrauen und schwarzen Adern durchzogen. Doch Mandred hatte keinen Blick für die Schönheit der Farbmuster. Immerzu musste er daran denken, dass er dem Elfen folgte wie ein Hund seinem Herrn.

Hätte ein Fjordländer ihn auf solche Weise behandelt, hätte er ihn ohne zu zögern niedergeschlagen. Doch in seiner Heimat hätte es niemand gewagt, derart respektlos mit ihm umzugehen. Machte er etwas falsch? Vielleicht war es ja sein Fehler? Gewiss war der Elf empfänglich für Komplimente. Jeder Krieger redete gern über seine Waffen. »Du trägst ein prächtiges Schwert, Ollowain.«

Der Elf antwortete nicht.

»Ich bevorzuge den Kampf mit der Axt.«

Schweigen.

Mandred ballte die Fäuste und öffnete sie wieder. So ein eingebildeter Kerl! Er war der Wächter einer Brücke und Laufbursche seiner Königin. Was bedeutete das schon! Für einen richtigen Krieger war der Elf viel zu schmal gebaut. »Bei uns tragen nur die schwächeren Männer Schwerter. Die Königin des Kampfes ist die Axt. Es erfordert Mut, Kraft und Geschicklichkeit, mit einer Axt zu kämpfen. Nur wenige Krieger erfüllen diese drei Tugenden in gleichem Maße.«

Noch immer zeigte der Elf keine Reaktion. Was musste man denn noch sagen, um diesen Lakaian aus der Fassung zu bringen?

Schließlich wichen die steilen Felswände zurück, und sie gelangten zu einer hohen, weißen Mauer. Sie war in einem weiten Halbkreis angelegt, so als wiche sie vor dem Engpass zurück. Mandred wusste, was der verborgene Sinn dahinter war: Die Mauer wurde länger. So würden mehr Bogenschützen auf ihr Platz finden, falls jemals ein Gegner wahnsinnig genug sein sollte, über diesen Pass hinweg das Herzland von Albenmark anzugreifen.

In der Mitte der Mauer erhob sich ein schlanker Turm. Ein großes, bronzeschlagenes Tor öffnete sich, als sie sich näherten.

»Stünde dieser Turm am Ende der Brücke oder besser noch oben am Steilweg auf der anderen Seite der Schlucht, wäre das Herzland einfacher zu verteidigen. Eine Hand voll Männer könnte dann ein ganzes Heer aufhalten«, sagte Mandred leichthin.

»Auf der Shalyn Falah darf kein Blut vergossen werden, Menschenkind. Glaubst du wirklich, du wärest klüger als die Baumeister meines Volkes?« Ollowain machte sich nicht mal die Mühe, sich umzudrehen, während er sprach.

»Vor Baumeistern, die beim Brückenbau das Gelände vergessen, habe ich in der Tat keinen großen Respekt«, entgegnete Mandred spitz.

Der Elf blieb stehen. »Bist du so einfältig, oder verlässt du

dich einfach darauf, dass du unter dem Schutz der Königin stehst, Menschensohn? Hat dir deine Amme nicht erzählt, was Elfen mit Menschen tun, die derart respektlos sind?«

Mandred leckte sich nervös über die Lippen. War er denn vollkommen verrückt geworden? Hätte er nur den Mund gehalten! Doch wenn er jetzt nicht antwortete, würde er sein Gesicht verlieren, es sei denn ... Er lächelte. Es gab noch einen Weg.

»Es zeugt wahrlich von deiner Tapferkeit, Elf, einen unbewaffneten Mann zu verspotten.«

Ollowain fuhr mit wirbelndem Umhang herum. Sein Schwert verharrte mit dem Griff voran kaum einen Fingerbreit vor Mandreds Brust. »Du glaubst, du wärest mit einer Waffe in der Hand eine Gefahr für mich, Menschenkind? Versuche es!«

Mandred grinste frech. »Ich kämpfe gegen keinen Unbewaffneten.«

»Es heißt, den Feigling erkennt man zuerst an seiner flinken Zunge«, erwiderte Ollowain. »Ich hoffe, du wirst dir nicht gleich die Beinkleider benässen.«

Mandreds Hand schoss vor. Er packte Ollowains Schwert und machte einen Satz zurück. Das war genug! Er würde diesem aufgeblasenen Kerl nicht wirklich etwas tun, doch ein Klaps mit der breiten Seite vom Schwert sollte ihm zeigen, dass er sich mit dem Falschen anlegte! Ein schneller Blick zu den Zinnen der Sperrmauer verriet ihm, dass ihnen niemand zusah. Das war gut so. Ollowain selbst würde bestimmt nicht herumerzählen, dass er Prügel bezogen hatte.

Mandred musterte seinen Gegner. Er war prächtig gewandet, gewiss, aber ein Held oder Zauberer war er bestimmt nicht. Wen stellte man schon als Wächter an eine Brücke, die niemand überqueren würde, der all seine Sinne beisammen hatte? Einen Schnösel! Einen Niemand! Diesen Wichtig-tuer würde er schon noch Respekt lehren. Selbst wenn er ein Elf war.

Er vollführte ein paar schwingvolle Hiebe in die Luft, um seine Muskeln zu lockern. Die Waffe war ungewöhnlich leicht,

ganz anders als ein Menschenschwert. Sie war beidseitig geschliffen. Er würde vorsichtig sein müssen, wenn er Ollowain nicht versehentlich verletzen wollte.

»Greifst du mich nun an, oder brauchst du noch ein zweites Schwert?«, fragte der Elf gelangweilt.

Mandred stürmte vor. Er riss das Schwert hoch, als wollte er Ollowain den Schädel spalten. Im letzten Augenblick änderte er die Schlagrichtung, um einen Rückhandhieb gegen die rechte Schulter des Elfen zu führen. Doch der Schwertstreich ging ins Leere.

Ollowain war gerade so weit ausgewichen, dass Mandred ihn um wenige Zoll verfehlte. Der weiß gewandete Krieger lächelte überheblich.

Mandred ging auf Abstand. Auch wenn der Elf die Statur eines Knaben hatte, verstand er zu kämpfen. Mandred würde es mit seinem besten Trick versuchen. Eine Finte, die drei seiner Feinde das Leben gekostet hatte.

Mit der Linken fuhr er vor, so als wollte er Ollowain eine schallende Ohrfeige verpassen. Gleichzeitig führte er mit rechts einen Schwerthieb aus dem Handgelenk, der auf das Knie seines Gegners zielte. Den mit sparsamer Bewegung geführten Schwertstoß hatten seine Feinde stets erst dann bemerkt, wenn sie die Klinge getroffen hatte.

Ein Fausthieb prellte Mandreds Hand zur Seite. Ein Fußtritt traf die Schwertschulter, sodass sie ihr Ziel verfehlte. Dann rampte der Elf ihm ein Knie zwischen die Beine.

Mandred tanzte Sterne vor den Augen, er glaubte vor Schmerz nicht atmen zu können. Ein Stoß vor die Brust brachte ihn aus dem Gleichgewicht, ein zweiter Hieb ließ ihn straucheln. Er blinzelte, um wieder klarer zu sehen. Der Elf war so schnell, dass seine Bewegungen zu geisterhaften Schemen verschwammen.

Hilflos schlug Mandred um sich, um den Gegner wieder auf Distanz zu bringen. Etwas traf seine rechte Hand. Die Finger waren taub vor Schmerz.

Mandreds Klinge wurde nur noch von seinen Instinkten als

Krieger gelenkt. Er fühlte sich hilflos, während Ollowain überall zugleich zu sein schien.

Mandreds Schwert beschrieb einen wirbelnden Halbkreis. Dann wurde ihm die Waffe mit einem Ruck aus der Hand gerissen. Ein Luftzug strich dem Krieger über die rechte Wange. Dann war der Kampf vorbei.

Ollowain war ein paar Schritte zurückgetreten. Sein Schwert steckte in der Scheide, so als wäre nichts geschehen. Langsam sah Mandred wieder klarer. Es war lange her, dass ihn jemand dermaßen verprügelt hatte. Der tückische Elf hatte es vermieden, ihm ins Gesicht zu schlagen. Bei Hof würde niemand bemerken, was vorgefallen war.

»Du musst ja ganz schön Angst gehabt haben«, brachte Mandred keuchend hervor, »dass du dich deiner Zauberei bedient hast, um mich zu besiegen.«

»Ist es Zauberei, wenn dein Auge zu langsam ist, meiner Hand zu folgen?«

»Kein Mensch kann sich ohne Zauberei so schnell bewegen«, beharrte Mandred.

Der Anflug eines Lächelns spielte um Ollowains Lippen. »Ganz recht, Mandred. Kein Mensch.« Er deutete zum Tor des Turms, das nun weit offen stand. Dort warteten zwei gesattelte Pferde auf sie. »Würdest du mir die Ehre erweisen, mir zu folgen?«

Mandred tat jeder Knochen weh. Steifbeinig ging er auf das Tor zu. Der Elf hielt sich an seiner Seite. »Ich brauche niemanden, der mich stützt«, brummte Mandred missmutig.

»Andernfalls würdest du auch eine kümmerliche Figur bei Hof abgeben.« Ein freundlicher Blick nahm Ollowains Worten ihren Stachel.

Die Pferde unter dem Torbogen warteten geduldig. Nirgends waren Knechte zu sehen, die sie herbeigeführt hatten. Ein gewölbter Torweg zog sich wie ein Tunnel durch das Mauerwerk des mächtigen Turms. Er lag verlassen. Auch hinter den Zinnen der Mauer ließ sich niemand blicken. Und doch spürte Mandred mit einem Mal, dass er beobachtet wurde.

Wollten die Elfen verbergen, wie stark die Garnison war, die das Tor zum Herzland bewachte? Hielt man ihn denn für einen Feind? Für einen Späher vielleicht? Aber hätte ihn dann die Eiche geheilt?

Ein Schimmel und ein Grauer erwarteten sie. Ollowain trat an den weißen Hengst heran und tätschelte ihm verspielt die Nüstern. Mandred kam es so vor, als schaute der Graue ihn erwartungsvoll an. Er verstand nicht viel von Pferden. Diese Tiere waren von leichtem Körperbau; sie hatten schlanke Fesseln und wirkten zerbrechlich. Aber er hatte sich ja auch von Ollowains Aussehen täuschen lassen. Wahrscheinlich waren sie ausdauernder und stärker als jedes andere Pferd, das er bislang geritten hatte. Ausgenommen Aigilaos. Mandred schmunzelte bei der Erinnerung an den großsprecherischen Kentauren.

Stöhnend zog er sich in den Sattel. Als er halbwegs aufrecht saß, bedeutete der Elfenkrieger ihm zu folgen. Dumpf hallte der Tritt der unbeschlagenen Hufe von den Wänden des Tunnels wider.

Ollowain schlug einen Weg ein, der über sanft ansteigende grüne Hügel führte. Es wurde ein langer Ritt bis zur Burg der Elfenkönigin, vorbei an dunklen Wäldern und über eine Unzahl kleiner Brücken. Ab und an sah man in der Ferne Häuser mit kühn geschwungenen Kuppeldächern. Mit Bedacht in die Landschaft gebettet, wirkten sie auf Mandred wie Edelsteine, die in eine besonders kostbare Fassung eingearbeitet waren.

Es war ein Land des Frühlings, das er mit Ollowain durchquerte. Wieder fragte Mandred sich, wie lange er unter dem Eichbaum geschlafen haben mochte. In den Märgen hieß es, dass in der Elfenwelt ewiger Frühling herrsche. Gewiss waren nicht mehr als nur zwei oder drei Tage vergangen, seit er durch den Steinkreis gegangen war. Vielleicht sogar nur ein einziger!

Mandred zwang sich, seine Gedanken zu ordnen, um vor der Königin nicht wie ein Narr dazustehen. Inzwischen war er überzeugt davon, dass der Manneber von hier, aus der El-

fenwelt, gekommen war. Er dachte an Xern und Aigilaos. Hier schien es nichts Ungewöhnliches zu sein, wenn Menschen und Tiere miteinander verschmolzen – so wie der Manneber.

Wenn sich die Fürsten des Fjordlands trafen, um Recht zu sprechen, war es an Mandred, Firnstayn zu vertreten. Er wusste, was zu tun war, um eine Fehde im Keim zu ersticken. Kam es zwischen zwei Sippen zu einer Bluttat und ein Mann wurde getötet, dann musste die Familie des Mörders der Familie des Opfers ein Wergeld abtreten. Wurde dieses geleistet, so gab es keinen Grund mehr zur Blutrache. Der Manneber kam von hier. Die Königin der Elfen trug für ihn Verantwortung. Mandred hatte durch ihn drei Gefährten verloren. Firnstayn war so klein, dass der Verlust von drei kräftigen Männern seinen Bestand gefährden mochte. Er würde ein hohes Wergeld fordern! Luth allein mochte wissen, wie viele Männer aus anderen Dörfern von der Kreatur getötet worden waren. Die Albenkinder hatten den Schaden angerichtet, also sollten sie auch für ihn aufkommen. Das war nur gerecht!

Gewiss fürchteten die Elfen keine Blutfehde mit seinem Dorf. Dennoch war er es seinen toten Freunden schuldig, dass er die Stimme am Hof der Königin erhob und Gerechtigkeit forderte. Ahnte die Herrin von Albenmark das vielleicht? Wusste sie, welche Schuld sie auf sich geladen hatte? Ließ sie ihn deshalb mit solcher Eile an den Hof holen?

Am späten Nachmittag erblickten sie zum ersten Mal die Burg der Elfenkönigin. Sie lag noch ein ganzes Stück entfernt auf einem steilen Hügel, jenseits eines weiten Landes mit Wäldern und Wiesen. Ihr Anblick verschlug Mandred die Sprache. Die Burg schien geradewegs aus dem Fels zu wachsen und sich mit den Dächern ihrer höchsten Türme in den Himmel bohren zu wollen. Die Mauern waren von strahlendem Weiß, während sich die Dächer in einem Blaugrün absetzten, das an die Farbe alter Bronze erinnerte. Kein Fürst der Nordlande hatte einen Sitz, der sich auch nur mit dem kleinsten der Türme dieser Burg messen konnte. Selbst die goldene Halle von König Horsa wirkte unbedeutend, verglichen mit dieser

Pracht. Wie mächtig musste die Frau sein, die über dieses Land herrschte! Und wie reich musste sie sein ... So reich, dass es sie wohl nur ein Fingerschnippen kosten würde, alle Langhäuser seines Dorfes mit goldenen Schindeln decken zu lassen. Er sollte das bedenken, wenn er die Höhe des Wergeldes für seine toten Jagdgefährten festsetzte.

Mandred war insgeheim überrascht, wie langsam sie sich der Burg näherten. Obwohl die Pferde schnell wie der Wind über das Land dahinfliegen, wurde die Burg am Horizont kaum größer. Sie kamen an einem Baum vorbei, der so alt wie die Berge zu sein schien. Sein Stamm war mächtig wie ein Turm, und in seinen weit ausladenden Ästen waren seltsame Dinge zu sehen. Es schien, als hätte das lebende Holz runde Hütten aus ineinander geflochtenen Ästen geschaffen. Seilbrücken spannten sich durch die Baumkrone und verbanden die Hütten miteinander. Halb verborgen zwischen den Zweigen erkannte Mandred Gestalten. Waren es Elfen, so wie Ollowain? Oder noch ein anderes, seltsames Volk?

Plötzlich erhob sich wie auf ein unhörbares Kommando ein Schwarm Vögel aus dem Baum. Ihr Gefieder schimmerte in allen Farben des Regenbogens. Sie flogen dicht über Mandred hinweg, beschrieben einen weiten Bogen am Himmel und kreisten dann über den zwei Reitern. Es mussten tausende sein. Die Luft war erfüllt vom Rauschen ihres Flügelschlags. So wunderbar war das Spiel der Farben auf ihren Federn, dass Mandred den Blick nicht abwenden mochte, bis sich der Schwarm nach und nach auflöste.

Ollowain war den ganzen Ritt über still geblieben. Er schien in Gedanken versunken zu sein und unbeeindruckt von den Wundern des Herzlandes. Mandred hingegen konnte sich kaum satt sehen.

Einmal kamen sie an einem flachen See vorbei, auf dessen Grund funkelnde Edelsteine lagen. Was waren das nur für Wesen, dass sie solche Schätze einfach ins Wasser warfen! Allerdings hatte er selbst auch schon den Göttern Opfergaben gebracht. Die Axt des ersten Mannes, den er besiegt hatte, hatte

er in einer stillen Vollmondnacht an der Heiligen Quelle tief in den Bergen Norgrimm, dem Gott der Schlachten, zum Geschenk gemacht. Freya und die anderen Frauen ehrten Luth, indem sie kunstvoll gewobene Stoffbänder in die Äste der Dorf- linde flochten. So reich wie das Elfenvolk schien, war es nur angemessen, wenn sie ihre Götter mit Edelsteinen beschenkten. Dennoch ... Der Reichtum der Elfen erzürnte Mandred. Er wusste zwar nicht, wie er hierher gekommen war, doch so weit konnte dieses Königreich nicht vom Fjordland entfernt sein. Und hier gab es alles im Überfluss, während seinesgleichen im Winter Not litt. Nur ein kleiner Teil dieser Schätze könnte den Hunger für immer vertreiben. Was immer er als Wergeld für seine toten Gefährten forderte, für die Elfen war es gewiss bedeutungslos.

Er wollte etwas anderes als Gold und Edelsteine. Er wollte Rache. Diese Bestie, der Manneber, sollte tot zu seinen Füßen liegen!

Mandred beobachtete Ollowain. Ein Krieger seiner Art würde das Ungeheuer sicher mit Leichtigkeit besiegen können. Er seufzte. Alles schien hier leichter zu sein.

Sie waren in einen lichten Buchenwald gekommen. Der Klang von Flöten hing in der Luft. Irgendwo in den Baumwipfeln ertönte eine Stimme von solcher Klarheit, dass einem das Herz aufging. Obwohl Mandred kein einziges Wort verstand, verflog sein Zorn. Was blieb, war die Trauer um die verlorenen Freunde.

»Wer singt dort?«, fragte er Ollowain.

Der weiß gewandete Krieger blickte zu den Baumwipfeln. »Eine Maid aus dem Waldvolk. Sie sind seltsam. Ihr Leben ist eng verbunden mit den Bäumen. Wenn sie nicht gesehen werden wollen, dann vermag niemand sie zu finden – außer vielleicht ihresgleichen. Sie sind berühmt für ihren Gesang und ihren Umgang mit dem Bogen. Wie Schatten bewegen sie sich durch das Geäst. Hüte dich, einen ihrer Wälder zu betreten, wenn du mit ihnen in Fehde stehst, Menschensohn.«

Bekommen sah Mandred zu den Baumkronen auf. Hin und

wieder glaubte er dort oben Schatten zu sehen, und er war froh, als sie den Wald wieder verließen. Lange noch folgte ihnen der warme Flötenklang.

Die Sonne berührte schon die Berge am Horizont, als sie das weite Tal erreichten, über dem die Burg der Königin thronte. Entlang eines kleinen Bachlaufs war ein Zeltlager errichtet. Seidene Banner wiegten sich im Wind, und die Zelte schienen in ihrer verschwenderischen Pracht miteinander zu wetteifern. Auf den Hügeln standen Häuser, eingefasst von Säulengängen. Manche der Häuser waren durch lange Laubgänge miteinander verbunden, die ganz von Rosen und Efeu überwachsen waren. So vielfältig waren die Bauwerke rings auf den Hängen, dass sich das Auge nicht abwenden mochte. Was Mandred aber am meisten beeindruckte, war die Tatsache, dass es keinen Wall gab, der die Elfensiedlung umschloss, und keine Wachtürme auf den umliegenden Hügeln. Sie schienen sich völlig sicher zu sein, dass dieses Tal niemals angegriffen werden würde. Selbst die Burg der Königin, so eindrucksvoll ihre himmelhohen Türme auch waren, war kaum dazu geschaffen, als mächtiges Verteidigungswerk zu dienen. Sie sollte wohl eher das Auge eines friedlichen Betrachters erfreuen und nicht etwa beutegierige Eroberer abschrecken.

Mandred und Ollowain folgten einem breiten Weg, der von Bäumen überschattet war, hinauf zum Tor. Öllampen waren seitlich des Weges entzündet und tauchten ihn in einen goldenen Schein.

Der Tortunnel war kürzer als derjenige bei der Festung am Pass hinter der Shalyn Falah. Elfenkrieger in knöchellangen Kettenhemden lehnten hier auf ihren Schilden. Ihre Blicke folgten Mandred – wachsam, aber unaufdringlich. Im weiten Hof waren kostbar gekleidete Würdenträger versammelt, die ihn ohne Scham musterten. Unter ihren Blicken fühlte sich Mandred schmutzig und unbedeutend. Alle trugen hier kostbar bestickte Gewänder, in denen sich das Licht der Lampen fing. Die Kleider waren voller Perlen und Steine, für die Man-

dred nicht einmal Namen hatte. Er hingegen war in Lumpen gekleidet: eine zerrissene, blutverschmierte Hose, eine abgetragene Fellweste. Wie ein Bettler musste er ihnen vorkommen. Trotzig reckte er sein Kinn vor. Er würde sich in Stolz kleiden!

Ollowain schwang sich aus dem Sattel. Nun bemerkte Mandred einen feinen Riss im Umhang des Kriegers. Hatte er ihn bei ihrem Duell getroffen? Gewiss würde Ollowain nicht ohne Not ein Kleidungsstück mit einem Riss anlegen.

Auch Mandred stieg ab. Ein bocksbeiniger Kerl eilte herbei, um die Zügel seines Grauen zu nehmen. Mandred betrachtete den seltsamen Pferdeknecht verblüfft. Der Kerl stank wie ein alter Ziegenbock. Schon wieder so ein Tiermensch! Sie durften sogar auf diese prächtige Burg!

Aus der Gruppe der Höflinge löste sich ein hoch gewachsener Elf. Er trug ein langes schwarzes Gewand, gesäumt mit einer Schmuckborte aus silberner Stickerei, die ineinander verwobene Blätter und Blüten zeigte. Silberweißes Haar fiel ihm bis auf die Schultern, und ein Kranz aus hauchzarten, silbernen Blättern ruhte über seinen Schläfen. Das Gesicht war blass, fast farblos, die Lippen nur schmale Striche. In kaltem, hellem Blau brannten seine Augen. Ollowain verbeugte sich knapp vor dem Mann. Der Unterschied zwischen ihnen beiden hätte kaum größer sein können. Sie erschienen Mandred wie Licht und Schatten.

»Ich entbiete dir meinen Gruß, Meister Alvias. Wie unsere Herrin Emerelle es wünschte, habe ich den Menschensohn sicher zur Burg geleitet.« Ollowains Tonfall ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass ihm die Wünsche seiner Herrin Befehl waren.

Die beiden Elfen maßen einander mit Blicken, und Mandred kam es so vor, als hielten sie ein stummes Zwiegespräch. Schließlich gab Meister Alvias Mandred durch eine Geste zu verstehen, dass er ihm folgen solle.

Der Krieger fühlte sich wie in einem Albtraum gefangen, als er hinter Meister Alvias eine breite Treppe emporstieg, die zu einem Säulengang führte. Alles um ihn herum war von be-

klemmender Schönheit und durchtränkt von fremdem Zauber – ein Ort, so vollkommen, dass es zum Fürchten war.

Sie durchquerten zwei weite Hallen. Jede für sich hätte sein ganzes Dorf aufnehmen können. Von Emporen hingen breite Banner hinab, die mit stilisierten Adlern und Drachen geschmückt waren, aber auch mit Tieren, wie Mandred sie noch nie gesehen hatte. Obwohl der Krieger keinen Luftzug spüren konnte, bewegten sich die Banner, als griffe eine leichte Brise nach ihnen. Noch unheimlicher waren die Wände. Kam man ihnen nahe, so erkannte man, dass sie aus weißem Stein gefertigt waren, so wie die Brücke von Shalyn Falah und die Festung jenseits des Engpasses. Doch dem Stein der Burg musste ein Zauber anhaften. Von ihm ging ein blasses, weißliches Licht aus. Schon auf wenige Schritt Entfernung verging der Eindruck, von Stein umgeben zu sein. Man hatte eher das Gefühl, als bewegte man sich inmitten einer Halle aus Licht.

Wann immer sie sich einem Portal näherten, schwangen die Flügel wie von Geisterhand bewegt auf. Inmitten der zweiten Halle gab es eine Quelle, die sich aus dem Rachen eines steinernen Ungeheuers in einen kleinen, runden See ergoss. Die Bestie war umringt von versteinerten Kriegern. Beklommen spürte Mandred sein Herz schneller schlagen. Hätte es noch eines letzten Beweises für die Zaubermacht der Elfenkönigin bedurft, so war er nun geliefert. Wer ihr Missfallen erregte, den verwandelte sie in steinernen Schmuck ihrer Burg!

Eine weitere hohe Pforte schwang vor ihnen auf, und sie betraten einen Saal, dessen Wände hinter einem Vorhang silbern schimmernden Wassers verborgen blieben. Es gab keine Decke, stattdessen wölbte sich hoch über ihnen der rot glühende Abendhimmel. Leise Musik schwebte in der Luft. Mandred hätte nicht zu sagen gewusst, welche Instrumente so liebliche Töne hervorzubringen vermochten. Die Musik nahm ihm die Furcht, die in seinem Herzen gewachsen war, seit er den Hof der Burg betreten hatte. Und doch, dies hier war kein Ort, der für Menschen geschaffen war. Er sollte nicht hier sein.

Etwa drei Dutzend Elfen warteten bereits im Saal, und ihrer

aller Augen richteten sich auf Mandred. Es war das erste Mal, dass der Krieger Elfenfrauen sah. Sie waren groß gewachsen und schlank und ihre Hüften knabenhafter als bei Menschenfrauen. Die Brüste waren klein und straff. Unter Menschen hätte Mandred keinen Gefallen an solchen Kindfrauen gefunden. Doch die Elfen waren anders. Ihre Gesichter waren von einer Schönheit, die einen alles andere vergessen machte. Mandred wusste nicht zu sagen, ob es an ihren geschwungenen Lippen lag, den alterslosen Zügen oder den Augen, in deren Abgründen die Verheißung ungekannter Freuden lockte. Manche von ihnen trugen fließende Kleider aus Stoffen so fein, als wären sie aus Mondlicht gewoben. Sie betonten die Vorzüge ihrer schlanken Körper mehr, als dass sie diese verbargen. Mandreds Blick blieb an einer der Frauen haften. Sie war aufreizender als die anderen gekleidet. In der Farbe von Rosenblüten schimmerten die Knospen ihrer Brüste durch den Stoff, und verlockender Schatten lag zwischen ihren Schenkeln. Keine Menschenfrau hätte es gewagt, ein solches Gewand zu tragen.

Gegenüber der Pforte führten sieben Stufen hinauf zum Thron des Elfenvolkes. Es war ein schlichter Stuhl aus dunklem Holz mit Intarsien aus schwarzen und weißen Steinen, die zwei untrennbar miteinander verflochtene Schlangen zeigten. Neben dem Thron erhob sich eine niedrige Säule, die eine flache Silberschüssel trug. Vor dem Herrschersitz aber stand eine junge Elfe. Sie war ein wenig kleiner als die übrigen Frauen im Saal. Dunkelblondes Haar fiel in Wellen auf ihre nackten, milchweißen Schultern. Ihre Lippen hatten die Farbe von Waldbeeren, und ihre Augen waren vom selben hellen Braun wie das Fell eines Rehkitzes. Sie trug ein blaues Kleid, durchwirkt mit Silberfäden. Es war diese Frau, vor der sich Meister Alvias verbeugte. »Emerelle, Herrin, dies ist der Menschensohn Mandred, der dein Reich betrat, ohne gerufen zu sein.«

Die Königin musterte Mandred eindringlich. Es war dem Krieger unmöglich, an ihrem Gesicht abzulesen, was sie wohl dachte. Es blieb reglos, wie aus Stein geschnitten. Eine Ewig-

keit schien zu vergehen. Die Musik war verklungen; es war still jetzt, bis auf das Rauschen des Wassers.

»Was ist dein Begehrt, Mandred Menschensohn?«, erklang schließlich die helle Stimme der Königin.

Mandreds Mund war trocken. Lange hatte er sich auf dem Ritt überlegt, was er sagen sollte, wenn er der Elfenkönigin gegenüberstünde. Doch nun war sein Kopf leer. Da war nichts, außer Sorge um die Seinen und Zorn über den Tod seiner Gefährten. »Ich fordere Wergeld für die Morde, die einer deiner Untertanen begangen hat, Herrin. So ist es Gesetz im Fjordland!«, stieß er hervor.

Das Rauschen des Wassers wurde lauter. Mandred vernahm hinter sich empörtes Raunen.

»Welcher meiner Untertanen soll diese Bluttaten begangen haben?«, fragte Emerelle mit ruhiger Stimme.

»Ich kenne seinen Namen nicht. Es ist ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Eber. Ich habe viele Geschöpfe wie ihn auf dem Weg zu deiner Burg gesehen.«

Eine steile Falte erschien zwischen den Brauen der Königin. »Ich kenne kein Wesen, wie du es benennst, Mandred Menschensohn.«

Mandred spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss. So eine freche Lüge! »Ein Mannpferd war dein Bote, und im Hof der Burg hat ein Mannbock die Pferde fortgeführt. Woher sonst sollte ein Manneber kommen, wenn nicht aus deinem Reich, Königin! Ich fordere ...«

Das Wasser schoss nun mit lautem Dröhnen die Wände hinab.

»Du wagst es, unsere Königin eine Lügnerin zu nennen!«, empörte sich Alvias. Eine Schar von Elfen umringte Mandred.

Der Krieger ballte die Fäuste. »Ich weiß, was ich gesehen habe!«

»Achtet das Gastrecht!« Die Königin hatte die Stimme kaum erhoben, und doch wurde sie von jedermann gehört. »Ich habe den Menschensohn in diese Halle geladen. Wer ihn anrührt, rührt auch an meiner Ehre! Und du, Mandred, zügele deine

Zunge. Ich sage dir: Ein Geschöpf, wie du es beschrieben hast, gibt es nicht in Albenmark. Berichte uns, was dieser Manneber getan hat. Ich weiß sehr wohl darum, dass ihr Menschen die stehenden Steine meidet. Wovor bist du hierher geflohen?»

Mandred erzählte von der vergeblichen Jagd und der Kraft des Mannebers. Als er endete, hatte sich die Falte zwischen Emerelles Augenbrauen noch vertieft. »Ich bedauere den Tod deiner Gefährten, Mandred. Mögen sie in den Hallen deiner Götter freundliche Aufnahme finden.«

Der Krieger sah die Herrin verwundert an. Er wartete darauf, dass sie fortfuhr. Ihm ein Angebot machte. Das konnte doch nicht alles gewesen sein! Das Schweigen zog sich in die Länge. Mandred dachte an Freya. Jede Stunde, die er hier verlor, brachte sie in größere Gefahr, falls der Manneber nicht schon längst über Firnstayn hergefallen war.

Betreten senkte er den Blick. Was zählte sein Stolz, wenn er mit dem Blut der Seinen erkaufte war! »Herrin Emerelle, ich ... bitte dich um Hilfe bei der Jagd auf das Ungeheuer. Ich ... Ich bitte um Verzeihung, wenn ich dich beleidigt haben sollte. Ich bin nur ein einfacher Mann. Mit Worten zu kämpfen ist nicht meine Sache. Ich trage mein Herz auf der Zunge.«

»Du kommst in meine Burg, Mandred, beleidigst mich vor meinem Hofstaat und fragst nun, ob ich das Leben meiner Jäger in Gefahr zu bringen gedenke, um deiner Sache zu dienen? Du trägst dein Herz wahrlich auf der Zunge, Menschensohn.« Emerelles Hand machte eine kreisende Bewegung über der Silberschale, und sie sah flüchtig in das Wasser. »Was bietest du mir für meine Hilfe? Wird in deinem Volk nicht Blut mit Blut vergolten?«

Mandred war überrascht von der Königin. Die Fürsten des Fjordlandes hätten offen ihre Forderungen ausgesprochen und nicht wie Krämer gefeilscht. Er kniete nieder. »Befreie mein Land vom Manneber, und du magst über mich verfügen. Ich gehöre dir.«

Emerelle lachte leise. »Mandred, du bist wahrlich kein Mann, den ich jeden Tag um mich sehen wollte.« Sie schwieg

und schaute wieder in die silberne Schüssel. »Ich fordere, was dein Weib Freya unter ihrem Herzen trägt. Das erste Kind, das dir geboren wird, Mandred Menschensohn. Die Freundschaft des Elfenvolkes erlangt man nicht um ein paar wohlfeile Worte. Ich werde das Kind heute in einem Jahr holen.«

Mandred war wie vom Blitz gerührt. »Mein Kind?« Hilfe suchend blickte er zu den anderen Elfen. Doch in keinem der Gesichter las er Mitgefühl. Wie hieß es in den Kindermärchen? Elfenherzen seien so kalt wie Wintersterne ...

»Nimm einen Dolch und stoß ihn mir ins Herz, Königin. Beende hier und jetzt mein Leben. Diesen Preis zahle ich, ohne zu zögern, wenn du dafür den Meinen hilfst.«

»Große Worte, Mandred«, entgegnete die Königin kühl. »Doch welchen Nutzen brächte es, dein Blut vor den Stufen meines Thrones zu vergießen?«

»Welchen Nutzen hast du an einem Kind?«, beehrte Mandred verzweifelt auf.

»Dieses Kind wird ein Band zwischen Elfen und Menschen knüpfen«, entgegnete sie ruhig. »Es soll unter meinem Volke aufwachsen und wird die besten Lehrmeister haben. Wenn dein Kind alt genug ist, mag es entscheiden, ob es für immer bei uns bleiben will oder ob es zu seinen Menschenbrüdern zurückkehren möchte. Will es zurück, so werden wir ihm reiche Geschenke mitgeben, und ich bin mir gewiss, es würde einen Platz unter den Ersten deines Volkes erobern. Die kostbarste Gabe aber, die es in die Menschenwelt tragen würde, wäre die Freundschaft des Elfenvolkes.«

Mandred hatte das Gefühl, als hielte diese zierliche Frau sein Herz mit eiserner Hand umschlossen. Wie konnte er sein ungeborenes Kind den Elfen versprechen? Und doch – wenn er sich verweigerte, so würde sein Kind vielleicht nie geboren werden. Wie lange mochte es dauern, bis der Manneber in die kleine Siedlung am Fjord eindrang? War er vielleicht schon dort gewesen?

»Lebt mein Weib Freya denn noch?«, fragte er niedergeschlagen.

Die Hand der Königin strich sanft über die Silberschale. »Etwas verbirgt die Kreatur, die du Manneber nennst. Doch sie scheint noch immer in der Nähe des Steinkreises zu sein. Dein Dorf hat sie nicht angegriffen.« Sie hob den Blick und sah ihm nun geradewegs ins Gesicht. »Wie lautet deine Entscheidung, Mandred Menschensohn?«

Ich werde noch weitere Kinder mit Freya zeugen, redete er sich ein. Vielleicht trägt sie ja ein Mädchen unter dem Herzen, und der Verlust wird nicht so schwer wiegen. Er war der Jarl seines Dorfes. Er trug die Verantwortung für alle. Was wog ein Leben gegen viele? »Du wirst bekommen, was du forderst, Königin.« Mandreds Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Seine Lippen wollten sich den Worten verschließen, und doch zwang er sich zu sprechen. »Töten deine Jäger den Manneber, dann wird mein Kind dir gehören.«

Emerelle nickte in Richtung eines Elfen, der in helles Grau gewandet war, und bedeutete ihm mit einer Geste vorzutreten. »Farodin aus der Sippe des Askalel, du hast dich oftmals bewährt. Deine Weisheit und deine Erfahrung sollen der Jagd zum Erfolg verhelfen. Hiermit berufe ich dich zur Elfenjagd.«

Mandred spürte einen Schauer über seinen Rücken laufen. Die Elfenjagd! Wie viele Geschichten hatte er über diese geheimnisvolle Jagdgemeinschaft gehört!

Keine Beute vermochte diesen unheimlichen Jägern zu entgehen, hieß es. Was auch immer sie jagten, war des Todes. Wölfe, so groß wie Pferde, waren ihre Jagdhunde, und in den Adern ihrer Rösser floss flüssiges Feuer. Sie ritten über den Nachthimmel und verbargen sich im Feenlicht, um dann wie Adler auf ihre Beute hinabzustoßen. Nur die Edelsten und Tapfersten durften mit der Elfenjagd reiten. Sie alle waren Krieger und Zauberer zugleich. So mächtig waren sie, dass selbst Drachen sie fürchteten und Trolle sich in ihren Burgen verbargen, wenn die Elfenjagd ausritt. Und er hatte sie auf den Manneber losgelassen, dachte Mandred frohlockend. Sie würden die Bestie zerfleischen und blutige Rache für seine toten Freunde nehmen!

Die Königin nannte noch weitere Namen, doch die Berufenen schienen nicht im Thronsaal zu sein. Schließlich deutete sie auf eine in Braun gekleidete Gestalt, die im ersten Augenblick zu erschrecken schien. »Nuramon aus der Sippe des Weldaron, deine Zeit ist gekommen.«

Ein Raunen ging durch die versammelten Elfen.

Eine Frau trat aus einer Gruppe hervor, die besonders betroffen wirkte. »Herrin, du willst ihn doch nicht etwa dieser Gefahr aussetzen? Du weißt um sein Schicksal!«

»Deshalb habe ich ihn erwählt.«

Mandred betrachtete verstohlen den braunhaarigen Elfen. Er wirkte verunsichert. Ein erfahrener Jäger war er gewiss nicht!

»Morgen früh schon soll die Elfenjagd aufbrechen, um das Ungeheuer zu töten, von dem uns berichtet wurde. Und du, Mandred Menschensohn, wirst sie anführen, denn du kennst die Bestie und das Land, das sie verheert.«

Das Raunen im Saal verstummte schlagartig. Wieder spürte Mandred alle Blicke auf sich ruhen. Er konnte nicht glauben, was Emerelle soeben gesagt hatte. Er, der Niederste in den Augen der Versammelten, war auserwählt, die Elfenjagd anzuführen! Er wünschte, Freya wäre nun an seiner Seite.

EIN ABEND AM HOF

Nuramon stand inmitten seiner Kammer, deren Wände und Decke reich mit Fresken verziert waren. Sieben hatte die Königin zur Elfenjagd berufen, und sieben Kammern gab es. Einst waren die Gemächer errichtet worden, damit die Jagdgefährten sich ausrüsten und ausruhen konnten. Hier sollten ihnen ihre Verwandten die Ehre erweisen. Und hier war es, wo Nuramon völlig allein war.

In die Decke und in die Wand waren honigfarbene Barinesteine eingelassen, die warmes Licht spendeten. An der Wand zu Nuramons Rechten zog sich eine tiefe Nische entlang, in der einige Waffen und Ausrüstungsgegenstände, aber auch Schmuck und so manches Kleinod lagen, dessen Zauberkraft er spüren konnte. All dies hatten seine Vorgänger einst auf der Elfenjagd getragen. Wer immer von der Jagd zurückkehrte, pflegte etwas in der Kammer zurückzulassen.

Als Berufener hätte Nuramon einige dieser Stücke an sich nehmen können; zumindest hatte ihm Farodin es so erzählt. Aber er wollte nichts von diesen Dingen für sich beanspruchen, wollte ihnen nicht den Glanz nehmen. So blieb ihm als Ausrüstung nur das, was er ohnehin besaß, und das war keineswegs viel. Die Bräuche verlangten, dass seine Verwandten ihn hier trafen, um ihm Beistand zu leisten und ihn auszustatten. Doch darauf konnte Nuramon sich nicht verlassen. Auf der steinernen Bank gegenüber der Nische saß weder ein Verwandter, noch lag dort irgendeine Gabe.

Hatte die Königin ihm nicht eine große Ehre erwiesen, dass sie ihn zur Elfenjagd berufen hatte? Hatte er es nicht verdient, dass seine Sippe, wie es üblich war, zu ihm kam, um ihm ihre Freude zu zeigen? Stattdessen hatte sich jedermann überrascht gezeigt. Sie machten sich nicht einmal mehr die Mühe zu flüstern, wenn sie über ihn spotteten. Er war ein Ausgesto-

ßener, und er war sich sicher, dass nicht einmal die Königin etwas daran ändern konnte.

Was außer Noroelle gab es in dieser Welt, das ihn noch hier halten konnte? Seine Eltern waren längst ins Mondlicht gegangen. Geschwister hatte er keine und Freunde ebenso wenig. Da war nur Noroelle. Allein sie schien sein Erbe nicht zu bekümmern. Und hätte sie die Entscheidung der Königin vernommen, so hätte sie ihre Freude mit ihm geteilt. Sie wäre zu ihm in dieses Gemach gekommen.

Nuramon hatte die Geschichten von der letzten Elfenjagd gehört. Die Gefährten waren ausgezogen und hatten einen Trollfürsten vom Kelpenwall fern gehalten. Die Familien hatten den Jägern Waffen und allerlei Kostbarkeiten vorgelegt, aus denen sie hatten auswählen dürfen. Und jene, deren Gaben von den Jägern angenommen worden waren, waren mit Stolz erfüllt gewesen.

Gewiss überreichte man in diesem Augenblick, da er hier allein war, seinen Gefährten in den anderen Kammern die Ausrüstung. Bestimmt waren sogar einige bei dem Menschensohn. Nuramon fragte sich, ob jemals zuvor ein Elf einen Menschen beneidet hatte.

Das Geräusch von Schritten vor der Tür schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er wandte sich um, in der Hoffnung, dass es ein Vetter, eine Base, ein Onkel oder eine seiner Tanten wäre, irgendeiner aus seiner Familie. Noch ehe die Tür sich öffnete, hörte Nuramon eine Frauenstimme seinen Namen nennen. Die Tür öffnete sich. Eine Frau im grauen Gewand einer Zauberin trat ein.

»Emerelle«, sagte er überrascht. Seine Herrin sah völlig verändert aus. Sie wirkte nun weniger wie eine Königin, sondern eher wie eine reisende Zauberin von großer Macht. Ihre hellbraunen Augen funkelten im Schein der Barinesteine, und auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln. »Du kommst zu mir?«, fragte er.

Sie schloss die Tür. »Und wie es scheint, bin ich die Einzige.« Sie trat an ihn heran und tat dies mit solcher Eleganz

und Macht, dass Nuramon glaubte, eine Elfe aus den alten Tagen der Heldensagen vor sich zu haben. Die Königin hatte diese großen Zeiten noch miterlebt. Sie war nicht von Elfen gezeugt; sie stammte direkt von den Alben ab und hatte sie noch gesehen, bevor sie die Welt verlassen hatten. Irgendwo in dieser Burg verbarg Emerelle ihren Albenstein, das Kleinod, welches ihr die Alben hinterlassen hatten und das sie einst verwenden würde, um ihnen zu folgen. Warum aber kam sie zu ihm wie eine Magierin?

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, antwortete sie: »Es ist Tradition, dass die Königin jedem Mitglied der Elfenjagd einen Besuch abstattet. Und da ich überall Stimmen hörte außer bei dir, wollte ich hier den Anfang machen.« Sie blieb vor ihm stehen und blickte ihn erwartungsvoll an.

Ein Hauch von frischen Frühlingsblüten stieg ihm in die Nase. Es war der Duft der Königin, und er besänftigte ihn. »Verzeih mir«, sagte er leise. »Ich bin nicht mit allen Traditionen vertraut.« Er senkte den Blick.

»Hast du nie davon geträumt, an der Elfenjagd teilzunehmen? Jedes Kind träumt davon, kennt die Traditionen und jeden einzelnen Schritt des Weges in dieser Nacht.«

Nuramon seufzte und sah ihr ins Gesicht. »Ein Kind, das nirgends Anerkennung findet, träumt von kleineren Dingen.« Er dachte an die Zeit, nachdem seine Eltern ins Mondlicht gegangen waren. Er war fast noch ein Kind gewesen, doch niemand war gekommen, um sich seiner anzunehmen. Seine Verwandten hatten ihn abgewiesen, und so war er in das Baumhaus seiner Eltern zurückgekehrt. Dort war er einsam gewesen. Allein die Albenkinder, denen der Fluch nichts bedeutete, welchen die Elfen in ihm sahen, hatten ihn in ihrer Nähe geduldet. Und das waren keineswegs viele gewesen.

»Ich weiß, wie schwer es ist«, sagte die Königin und holte Nuramon mit ihren Worten aus seinen Erinnerungen zurück. »Doch meine Entscheidung wird ein Zeichen für die anderen sein. Noch sind sie überrascht, aber bald schon werden sie dich mit anderen Augen sehen.«

»Ich wünschte, ich könnte das glauben.« Er wich Emerelles Blick aus.

»Schau mich an, Nuramon!«, forderte sie. »Du darfst nicht vergessen, dass ich auch *deine* Königin bin. Ich kann die anderen nicht dazu bewegen, dich zu lieben. Aber ich werde dich behandeln, wie ich sie behandle. Du fühlst dich einsam und fragst dich, ob du überhaupt noch den Elfen zugehörig bist. Doch schon bald werden die anderen dein wahres Wesen erkennen.« Sie senkte den Blick. »Du hast dein Leid der jungen Jahre überwunden. Es scheint, als hätte Noroelle Kräfte in dir geweckt, die keiner für möglich gehalten hätte. Jetzt ist der Augenblick gekommen, da ich dir die Anerkennung schenke, die du gemäß deiner Eigenschaften verdienst.«

»Und ich werde diese Gelegenheit nutzen, Emerelle.«

Die Königin schaute sich zur Tür um. »Da niemand kommt, die Jäger aber seit jeher ausgestattet werden, möchte ich mich deiner Ausrüstung annehmen. Ich werde sie später in dein Gemach bringen lassen.«

»Aber ...«

»Nein, sag nicht, es stünde dir nicht zu! Schau nach dort oben.« Sie deutete auf das Abbild einer Elfe, die gegen einen Drachen kämpfte. »Das ist Gaomee. Sie besiegte den Drachen Duanoc, der durch das Tor von Halgaris in unsere Gefilde gelangt war.«

Gaomee! Duanoc! Halgaris! Das waren Namen aus der Sage, die auf große Taten verwiesen und an heldenhafte Zeiten erinnerten.

Viele Drachen waren einst nach Albenmark gekommen, doch nur wenige hatten ihren Platz in dieser Welt gefunden und waren mit Elfen ein Bündnis eingegangen. Aber Duanoc war weit davon entfernt gewesen, einen solchen Pakt zu akzeptieren. Zumindest erzählte man es sich so. Und die junge Gaomee hatte ihn erschlagen. Nuramon lief ein Schauer über den Rücken.

Die Königin sprach weiter. »Gaomee hatte keine Familie mehr. Ich habe sie erwählt und auch damals für große Überras-

schung gesorgt. Ich sah in ihr etwas, das ich einst in mir selbst gesehen hatte.« Emerelle schloss die Augen und zog Nuramon völlig in ihren Bann. Nie zuvor hatte er die geschlossenen Augenlider der Königin gesehen. So mochte sie aussehen, wenn sie schlief und von Dingen träumte, die nur eine Elfe von außergewöhnlicher Macht begreifen konnte. »Ich sehe Gaomee so klar in meiner Erinnerung ... Sie stand hier vor mir, und die Tränen liefen über ihre Wangen. Sie besaß keine passende Ausrüstung, um mit den anderen gegen Duanoc auszureiten. Also stattete ich sie aus. Es soll nicht sein, dass einer der Jäger schlecht ausgerüstet ist, besonders wenn es in die Reiche der Menschen geht.«

»Dann will ich es annehmen.« Nuramon schaute hinauf zur Freske der Gaomee und verlor sich in ihrem Anblick. Die Königin hatte ihm einen Weg aufgetan, von dem er nie geglaubt hatte, dass er ihm offen stünde. Längst hatte er sich damit abgefunden, abseits der anderen stehen zu müssen.

»Ich weiß, es ist neu für dich«, sagte die Königin leise und holte ihn abermals aus seinen Gedanken zurück. »Doch dies ist ein Wendepunkt für deine Seele. Nie war einer, dem man den Namen Nuramon gegeben hat, Mitglied der Elfenjagd. Du bist der Erste. Und weil mit der Elfenjagd auch Elfenruhm verbunden ist, werden sich viele bei deiner Rückkehr neu entscheiden müssen, ob sie dir mit Spott oder aber mit Anerkennung begegnen wollen.«

Nuramon musste lächeln.

»Warum lächelst du? Lass mich an deinen Gedanken teilhaben«, forderte Emerelle.

»Ich muss an die Angst denken, die ich in den Gesichtern meiner Verwandten gesehen habe, als du mich berufen hast. Nun bin ich mehr als nur eine Schande, ich bin eine Gefahr. Sie müssen fürchten, dass ihnen im Fall meines Todes ein Kind geboren wird, das meine Seele trägt. Eigentlich sollten sie hier sein, um mir die beste Ausrüstung zu übergeben, in der Hoffnung, dass ich überlebe. Aber die Abscheu mir gegenüber scheint größer zu sein als die Angst vor meinem Tod ...«

Emerelle schaute ihn gütig an. »Nimm sie nicht so sehr ins Gericht. Sie müssen sich erst an die neue Lage gewöhnen. Nur die wenigsten, die durch die Jahrhunderte gehen, gewöhnen sich schnell an das Neue. Niemand konnte ahnen, dass ich dich berufe. Nicht einmal du selbst hast es erwartet.«

»Das ist wahr.«

»Du bist dir im Klaren, wie es nun weitergeht?«

Nuramon wusste nicht, was sie meinte. Sprach sie von seinem Leben oder aber von diesem Gespräch?

Bevor er etwas sagen konnte, fuhr Emerelle fort: »Die Gefährten der Elfenjagd begeben sich in Gefahr. Deswegen gibt die Königin jedem Einzelnen einen Rat mit auf den Weg.«

Nuramon schämte sich für seine Unwissenheit. »Ich werde ihm folgen, wie immer er auch lauten mag.«

»Gut, dass du mir so sehr vertraust.« Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du bist anders als die anderen, Nuramon. Wenn du in die Welt hinausblickst, dann siehst du etwas anderes als ein gewöhnlicher Elf. Du siehst das Schöne in dem, was andere verabscheuen. Du siehst das Erhabene dort, wo andere voller Verachtung vorübergehen. Und du sprichst von Harmonie, wo andere es nicht aushalten. Und weil du so bist, werde ich dir einen Rat geben, den ich einst das Orakel von Telmareen sagen hörte. *Wähle dir deine Verwandtschaft! Kümmere dich nicht um dein Ansehen! Denn alles, was du bist, das ist in dir.*«

Nuramon war wie gebannt. Er durfte die Worte des Orakels von Telmareen aus dem Munde der Königin hören! Eine Weile lang kostete er das Gefühl aus, das ihm die Königin vermittelte. Dann, mit einem Mal, erwachte eine Frage in ihm. Er zögerte, doch schließlich wagte er es, sie zu stellen. »Du meinst, du habest den Rat vernommen. Zu wem hat das Orakel gesprochen? Wem hat es diesen Rat gegeben?«

Emerelle lächelte. »Folge dem Rat der Königin!«, sagte sie und küsste ihn dann auf die Stirn. »Das Orakel sprach zu *mir*.« Mit diesen Worten wandte sie sich von ihm ab und ging zur Tür.

Nuramon blickte ihr fassungslos nach. Bevor sie die Tür hinter sich schloss, sagte sie, ohne noch einmal zu ihm zurückzublicken: »Ich habe Noroelle im Obstgarten gesehen.«

Als Emerelle fort war, ließ sich Nuramon auf die steinerne Bank sinken und dachte nach. Das Orakel hatte der Königin einst diesen Rat gegeben? Hatte sie ihn berufen, weil sie sich in ihm wiedererkannte? Nuramon wurde mit einem Mal bewusst, wie sehr er sich in der Königin getäuscht hatte. Er hatte sie immer als unnahbare Elfe betrachtet, als Frau, deren Glanz man nur bewundern konnte, wie man einen fernen Stern bewunderte. Aber nie und nimmer wäre er von selbst auf den Gedanken gekommen, es könnte irgendeine Gemeinsamkeit zwischen ihr und ihm geben.

Emerelle war allen Elfen und auch den anderen Albenkindern, die unter ihrem Schutz standen, Vorbild und Ideal zugleich. Wie hatte er sich davon ausnehmen können? Sie hatte ihm nicht nur einen Weg offenbart, den sie einst gegangen war, sondern auch auf Gaomee verwiesen. Auf der Elfenjagd würde er sich an Gaomee ein Beispiel nehmen. Darüber aber schwebte der Rat der Königin.

Noch einmal rief er sich ihre Worte ins Gedächtnis, und so wurde er auch an Noroelle erinnert. Er verließ die Kammer und sah Mandred am Ende des Ganges inmitten einiger Elfen stehen. Der Menschensohn bedankte sich lauthals. Nuramon musste schmunzeln. Um keine Gabe dieser Burg hätte er mit Mandred oder einem anderen aus der Elfenjagd nun mehr tauschen wollen.

Während er den Gang entlangging, bemerkte er, dass keine Frauen bei Mandred zu sehen waren. Das verwunderte ihn nicht. Offensichtlich hatte sich bei Hof schon herumgesprochen, auf welcher unsittlichen Art er die Frauen anstarrte. Er war froh, dass Noroelle im Thronsaal nicht Mandreds Blicken ausgesetzt gewesen war. Wie konnte man nur so taktlos sein!

In diesem Augenblick rief Mandred laut: »Nun, meine Freunde! Sprecht einen Zauber, der mich in diese Rüstung passen lässt, und so will ich sie mit Freuden annehmen ...

Halt! Bleibt mir mit Schwertern und anderem Kinderkram vom Leib. Ich bin Mandred! Habt ihr keine Axt?« Nuramon schüttelte den Kopf. Eine raue Stimme, ein raues Gemüt! Und doch eine Art, der man sich nicht entziehen konnte.

Auf dem Weg zum Obstgarten fragte sich Nuramon, wie Noroelle die Kunde von seiner Berufung aufnehmen würde. Würde die Angst um ihn die Freude überwiegen? Die Königin hatte ein Lob für Noroelle in ihre Worte eingeflochten. Und es entsprach der Wahrheit: Seine Liebste hatte ihn verändert. Sie hatte ihm Selbstvertrauen geschenkt, und er war durch ihre Zuneigung gewachsen.

Wenig später erreichte Nuramon den Obstgarten. Er war auf einem weiten Felsvorsprung angelegt, den man nur durch die Burg erreichen konnte. Es war Nacht. Er sah zum Mond hinauf. Das war das Lebensziel. Endlich ins Mondlicht zu gehen! In all den Jahren war der Mond sein Vertrauter gewesen. Seine Vorfahren – jene, die zuvor seine Seele und seinen Namen getragen hatten – mochten ebenfalls diese Verbundenheit zum Mond verspürt haben. Der Lichtschimmer, der ihn traf, war wie ein kühler Windhauch, welcher der warmen Frühlingsnacht ein wenig Frische verlieh. Nuramon ging unter den Bäumen hindurch.

Unter einer Birke blieb er stehen und schaute sich um. Er war vor langer Zeit zum letzten Mal hier in diesem Garten gewesen. Man sagte, jeder der Bäume hier besitze eine Seele und einen Geist, und jeder, der ein offenes Ohr habe, könne sie flüstern hören. Nuramon lauschte, doch er vernahm nichts. Waren seine Sinne immer noch zu schwach?

Nun aber galt es, Noroelle zu finden. Dies war ein Obstgarten, also sollte er sie unter einem Obstbaum suchen. Er schaute sich nach den Früchten um, welche die Bäume hier das ganze Jahr trugen. Er sah Äpfel und Birnen, Kirschen und Mirabellen, Aprikosen und Pfirsiche, Zitronen und Orangen, Pflaumen und ... Maulbeeren. Noroelle liebte Maulbeeren!

Ganz am Rande des Gartens standen zwei Maulbeerbäume, aber Noroelle war hier nicht zu finden. Nuramon lehnte sich

an die Mauer und blickte über das Land. Die Zelte vor der Burg erschienen bei Nacht wie bunte Laternen. »Wo bist du nur, Noroelle?«, fragte sich Nuramon leise.

Da vernahm er ein Wispern in den Baumwipfeln. »Sie ist nicht hier, sie war nicht hier!« Erstaunt wandte er sich um – und sah doch nur die beiden Maulbeerbäume.

»Wir sind es«, drang es aus dem Geäst des größeren Baumes. »Geh zur Feentanne. Sie ist weise«, setzte der kleinere Baum nach. »Aber bevor du gehst, nimm von unseren Früchten!«

»Erzählt man sich denn nicht, dass beseelte Maulbeerbäume für die Sorge um ihre Früchte bekannt seien?«, fragte Nuramon voller Überraschung.

Die Blätter des größeren Baums raschelten. »Das stimmt. Wir sind nicht wie unsere seelenlosen Geschwister. Aber du bist auf dem Weg zu Noroelle.«

Der kleinere Baum schüttelte sich. »Es wäre uns eine Ehre, wenn sie von unseren Beeren kosten würde.«

Zwei Beeren fielen Nuramon direkt in die Hände. Die des kleinen Baumes war dunkelrot, die des großen weiß.

»Ich danke euch sehr, ihr beiden«, sagte Nuramon mit bewegter Stimme und machte sich auf den Weg. Er meinte eine Tanne ganz in der Nähe der Birke gesehen zu haben.

Als er die Feentanne erreichte, erinnerte er sich an sie. Als Kind hatte er im Winter dort mit den Auenfeen gespielt. Sie war weder hoch noch breit, sondern eher unscheinbar zu nennen. Aber sie war von einer Aura umgeben, die keine Kälte duldete. Daran war ein Zauber geknüpft, wie Nuramon ihn selbst beherrschte. Die Tanne besaß Heilkräfte. Er spürte es deutlich.

Ihre Zweige regten sich im Wind. »Wer bist du, dass du mich stören willst?«, raunte es aus ihrem Wipfel.

Ein Rascheln erhob sich rings umher. Überall dort, wo eben noch Stille geherrscht hatte, wurde nun gewispert.

»Wer ist es?«, schienen die Bäume zu fragen.

»Ein Elfling«, lautete die Antwort.

Die Feentanne gebot: »Still! Lasst ihn antworten!«

»Ich bin nur ein einfacher Elf«, sagte Nuramon. »Und ich suche meine Geliebte.«

»Wie ist dein Name, Elfling?«

»Nuramon.«

»Nuramon«, klang es vom Wipfel herab. Auch die anderen Bäume raunten seinen Namen.

»Ich habe von dir gehört«, erklärte die Tanne.

»Von mir?«

»Du wohnst in einem Haus auf einem Baum, auf einer Eiche namens Alaen Aikhwitan. Das Haus ist aus dem Holz, in dem einst die Seele der mächtigen Ceren steckte. Kennst du Alaen Aikhwitan? Und hast du von Ceren gehört?«

»Ceren ist mir nicht bekannt, doch Alaen Aikhwitan kenne ich. Ich spüre seine Anwesenheit, wenn ich zu Hause bin. Seine Magie hält das Haus im Sommer kühl und warm im Winter. Von ihm hatte meine Mutter die Heilkunst erlernt und ich von ihr. Aber er hat sich mir nie offenbart.«

»Er muss sich erst an dich gewöhnen. Du bist noch jung. Seine Boten haben mir von dir erzählt ... von deiner Einsamkeit.« Nuramon lag den Fragen über Fragen auf der Zunge, aber die Tanne fragte nun ihrerseits: »Wer ist denn deine Liebste?«

»Ihr Name ist Noroelle.«

Ein heiteres Tuscheln wanderte durch die Baumwipfel rings herum, und Noroelles Name fiel gleich mehrere Male. Doch die Stimmen der Bäume verbanden sich auf eine Weise mit dem Rascheln ihres Blätterwerks, dass er nicht vernehmen konnte, was sie über Noroelle sagten.

Die Feentanne aber konnte er verstehen. »Sie ist nicht hier, sie war heute Nacht nicht hier.«

»Aber die Königin sagte, sie wäre hier in diesem Garten.«

»Die Königin sagt, was gesagt werden muss. Noroelle ist nicht hier, aber sie ist nahe. Geh zur Terrasse, dorthin, wo Linde und Ölbaum nebeneinander stehen!«

Nuramon hätte gern noch nach Ceren gefragt, aber im Augenblick war es wichtiger, Noroelle zu finden. So dankte er

dem Baum und machte sich auf den Weg, den die Tanne ihm gewiesen hatte.

Bald sah er Linde und Ölbaum. Sie standen vor der Felswand, die bis hinauf zur Terrasse reichte. Als er näher kam, fand er eine schmale Treppe, die nach oben führte.

An der steinernen Brüstung der Terrasse stand Noroelle in einem weißen Gewand. Sie sah aus wie ein Geist, der aus dem Mondlicht herabgestiegen war. Noch hatte sie ihn nicht erblickt. Er trat unter die Linde. Die Feentanne hatte Recht: Die Königin hatte gesagt, was hatte gesagt werden müssen. Sie hatte ihn mit Bedacht in diese Lage gebracht. Noroelle dort oben, er hier unten! Diese Situation rief geradezu nach einem Gedicht, das aus dem Schatten einer Linde hinauf ins Mondlicht gesprochen wurde.

Da sagte Noroelle etwas. Sprach sie mit dem Mond? Sprach sie in die Nacht hinaus? Schon fühlte er sich fehl am Platze. Er lauschte ihr, ohne dass sie es ahnte. Nun wandte sie sich zur Seite. Sie sprach nicht mit dem Mond oder der Nacht, sondern mit einem Elfen. Einen Lidschlag später sah Nuramon, wem sie sich zugewandt hatte: Es war Farodin.

Nuramon wollte nichts wie fort und taumelte aus dem Schatten der Linde in den des Ölbaums. An den Stamm gelehnt, lauschte er halbherzig den Worten, die dort oben gesprochen wurden. Farodin hatte einen neuen Ton gefunden, und Noroelle schien es zu gefallen. Zum ersten Mal sprach Farodin aus tiefstem Herzen von seiner Liebe.

Dann war es also vorbei ...

Zwischen den Ästen hindurch beobachtete Nuramon, wie Noroelle Farodins Zauber im Mondlicht erlag. Nie hatte er sie so glücklich gesehen. Mit einem Kuss verabschiedete sich Farodin und zog sich zurück. Noroelle blieb, wo sie war, und blickte lächelnd in die Nacht hinaus. Und weil Nuramon sie liebte, konnte er nicht anders, als selbst zu lächeln. Es war nicht wichtig, dass Farodin offenbar den Sieg errungen hatte. Seine Liebste lächelte, und das berührte ihn.

Nuramon betrachtete Noroelle eine ganze Weile und sah, wie

ihr Lächeln mehr und mehr verging und sich schließlich Trauer auf ihr Gesicht legte. Mit ihrem Lächeln schwand auch seines, und als sie leise seinen Namen in die Nacht hinaus sagte, hielt er den Atem an. Farodin brachte sie zum Lächeln, der Gedanke an ihn jedoch bereitete ihr Kummer. Als er sah, wie eine Träne ihr Gesicht hinab lief, hielt er es nicht länger aus. Er holte leise Luft und flüsterte: *»O hör mich, holdes Albenkind.«*

Noroelle schreckte auf.

»Hör die Stimme aus dem Baume!«

Sie blickte hinab, ihre Blicke trafen sich, und schon lächelte sie wieder.

»Ich seh dich dort im Abendwind. Wie die Fee aus meinem Traume.«

Noroelle wischte sich die Träne fort, atmete tief ein und sagte dann leise: *»Aber wie kann eine Elfe einer Fee gleichen?«*

»Nun«, begann er und fuhr dann rasch fort: *»Dein Kleid ist eine Birkenrinde. Sie strahlt und macht mich liebesblind.«* Er wechselte aus dem Schatten des Ölbaums zurück in den der Linde. *»Glaub der Stimme einer Linde. O hör mich, holdes Albenkind!«*

»Ich höre dich, du Baumgeist. Doch nie zuvor hörte ich einen Baum in Reimen sprechen.«

Er antwortete flüsternd: *»Es fiel mir auch schwer, mit der Stimme eines Elfen zu sprechen, um meiner Fee zu gefallen.«*

»Mir war so, als hätte ich eben noch einen Ölbaum sprechen hören.«

»Unsere Wurzeln sind verbunden. Wir sind ein Geist in zweierlei Rinde. In uns verbinden sich Liebe und Leben«, entgegnete er.

»Gibt es dort unten nicht genug Birken? Wieso sehnst du dich nach mir?«

»Wie du siehst, stehe ich am Rande des Gartens, den Blick zu dir erhoben. Die Herrin dieses Ortes sagte mir, ich solle den Liebenden beistehen, wenn sie der Liebsten die Worte hinaufsprechen.«

»Ich kenne diesen Garten, und ich weiß, dass du nur lau-

schen sollst, nicht aber sprechen. Hast du etwa meinetwegen dein Schweigen gebrochen?»

»Jeder muss irgendwann sein Schweigen brechen. Die Unendlichkeit ist lang und weit.«

»Dann liebst du mich?»

»Aber ja.«

Er sah, wie sie einen Ast berührte. »Du bist ein wundervoller Baum. Und deine Blätter sind zart.« Sie zog den Ast zu sich heran und küsste ein Blatt. »Ist das schön, mein Baum?»

»Es ist wie ein Zauber. Und dafür möchte ich dich beschenken.«

»Beschenken? Vielleicht mit einer Olive?»

»Aber nein. Jeder, der dort oben steht, nimmt sich eine Olive, ohne dass ich etwas dagegen habe. Ich möchte dir nichts schenken, was sich jeder von mir nehmen kann. Für meine Liebste muss es etwas Besonderes sein, für sie ist kein Aufwand zu hoch. Du weißt, wie eifersüchtig die beseelten Maulbeerbäume ihre Früchte hüten?»

»Ja. Deshalb ist es klüger, die seelenlosen zu suchen. Denn den anderen musst du gut zureden, damit sie sich von einer Frucht trennen.«

»Nun, genau das habe ich getan. Ich ... Ich spürte einen Wind vorüberziehen, hin zu den beiden Maulbeerbäumen, die am anderen Ende des Gartens wurzeln. Da bat ich sie, mir je eine Frucht zu überlassen. Zuerst weigerten sie sich und sagten, ich sei schließlich auch nur ein Baum. Was sollte ich wohl mit den Beeren anfangen? Als sie aber erfuhren, dass ihre Früchte für dich bestimmt sind, da wurden sie mit einem Mal freigebig.«

»Aber wie haben sie dir die Beeren zukommen lassen? Du stehst hier, die anderen aber sind ein ganzes Stück von dir entfernt, wie du sagst.«

»Ach, sie wurden von Baum zu Baum gegeben und dann auf die Wiese gelegt, wohin ich meine Wurzeln ausstreckte und mich den ganzen Tag über abmühte, um das Geschenk für meine Liebste zu erreichen.«

»So hast du die Beeren denn nun?«

»Ja, und ich möchte sie dir geben.«

»Aber wie? Soll ich zu dir kommen? Oder wirst du sie in ein Blatt legen und mir mit einem Aste reichen?«

»Wir Bäume kennen große Zauberkraft. Sieh her!« Nuramon warf die rote Beere so, dass sie auf der Brüstung der Terrasse direkt vor Noroelle landete. Dann warf er die weiße Beere hinterher, die Noroelle geschickt auffing. »Sind sie beide angekommen?«, fragte er.

»Die eine liegt in meiner Hand, die andere vor mir. Sie sind so schön und so frisch!«

Nuramon sah zu, wie sie die Beeren aß. Wie gebannt betrachtete er ihre Lippen.

Nachdem sie die Früchte gekostet hatte, sagte sie: »Das waren die süßesten Beeren, die ich jemals gegessen habe. Aber was soll nun aus uns werden, mein Baumgeist?«

»Willst du nicht zu mir herabkommen und hier Wurzeln schlagen?«

»Ebenso gut könntest *du* deine Wurzeln lösen und über die Treppe zu mir heraufkommen ...«

»Hör mich an, Liebste! Hör meinen Vorschlag! Hier schläft ein Jüngling in meinem Schatten und träumt. Wäre er dir vielleicht genehm?«

»Ja, verbinde dich mit ihm und komm zu mir. Der Geist hinter deiner Stimme in diesem Körper, das wünsche ich mir in dieser Nacht. Komm zu mir, Nuramon!«

Der Elf zögerte. Doch war heute nicht ein Tag der Wunder? Er war zur Elfenjagd berufen worden. Die Königin hatte ihm ihr Orakel verraten. Die Bäume hatten zu ihm gesprochen.

Er fasste sich ein Herz, trat aus dem Schatten der Linde und stieg über die Treppe auf die Terrasse hinauf, wo Noroelle ihn erwartete. Zuerst wollte er Abstand zu ihr halten, so wie er es immer tat, um ihr nicht zu nahe zu kommen. Er wollte sie keinesfalls berühren. Aber sie stand dort so verführerisch wie nie zuvor. Der Nachtwind ließ ihr Kleid und das lange Haar

wehen. Sie lächelte still und neigte den Kopf zur Seite. »Ich habe gehört, was die Königin getan hat. Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich ich bin.«

»Und du kannst dein Glück nicht vor mir verbergen.«

»Ich habe dir immer gesagt, dass man eines Tages dein wahres Wesen erkennen werde. Ich habe es gewusst. O Nuramon!« Sie zeigte ihm ihre Handflächen und wollte sie ihm entgegenstrecken, verharrte dann aber.

Und Nuramon überwand seine Scheu und fasste ihre Hände.

Noroelle sah hinab, als müsste sie sich vergewissern, dass seine Hände sie tatsächlich berührten. Sie hielt den Atem an.

Er küsste sie zärtlich auf die Wange, und sie atmete seufzend aus. Als seine Lippen sich langsam ihrem Mund näherten, begann sie zu zittern. Und als sich ihre Lippen berührten, spürte Nuramon, wie Noroelles Anspannung sich löste und sie den Kuss erwiderte. Dann schloss sie ihn fest in die Arme und flüsterte ihm ins Ohr: »Im richtigen Augenblick, Nuramon. Und doch so überraschend.« Sie sahen einander lange an, und Nuramon hatte das Gefühl, es wäre nie anders zwischen ihnen gewesen.

Nach einer Weile bat Noroelle: »Erzähl mir, was heute Abend geschehen ist.«

Nuramon berichtete ihr, was sich zugetragen hatte, und vergaß auch nicht das versteckte Kompliment der Königin an sie. Die Verbindung zu Gaomee und der Orakelspruch schienen Noroelle besonders zu berühren. Nuramon endete mit den Worten: »Ich fühle die Veränderung. Die Königin hat ein Feuer entfacht, das nun brennen muss. Ich bin noch derselbe wie zuvor, aber ich kann endlich handeln.«

»Kannst du mich deswegen erst jetzt berühren?«

»Zuvor hatte ich Angst. Und wenn ich Angst habe, dann tue ich törichte Dinge. Ich hatte Angst, dass du mich zurückweisen könntest; ich hatte Angst, dass du mich wählen könntest. Es war ein Zwiespalt.«

»Du und Farodin, ihr seid eigenartig. Heute am See sah es noch so aus, als würdest du dich mir niemals nähern und als

würde Farodin mir niemals auch nur einen Hauch seines Innersten offenbaren. Heute Nacht aber habt ihr euch beide verwandelt.«

»Nur war Farodin schneller als ich.«

»Das wäre nicht gerecht, Nuramon ... Bloß weil er zuerst den Weg zu mir fand? Soll ich dich dafür bestrafen, dass die Königin bei dir war? Nein! Eine Nacht ist für mich nur ein Augenblick, und da ihr beide in dieser Nacht zu mir kamt, kamt ihr im gleichen Augenblick. Du betrachtetest die Zeit als zu knappes Gut, Nuramon.«

»Ist das verwunderlich? Wenn ich den Weg meiner Vorfahren gehe, dann ist jeder Augenblick, der mir bleibt, kostbar.«

»Du wirst diesen Weg nicht gehen. Du wirst lange leben und ins Mondlicht gehen.«

Nuramon schaute auf zum Mond. »Es ist so eigenartig, dass etwas, das ich so sehr liebe wie den Mond, sich meiner Seele seit so langer Zeit entzieht.« Er schwieg und dachte an all die Geschichten, die er über den Mond gehört hatte. Seine Großmutter hatte ihm vom Mond in den Menschenreichen erzählt. »Wusstest du, dass in Mandreds Welt der Mond seine Form verändert?«

»Nein, davon habe ich noch nie gehört.«

»Er ist viel kleiner als unser Mond. Und wie die Tage vergehen, nimmt er ab, verwandelt sich Nacht für Nacht immer weiter in eine Sichel, bis er ganz verschwunden ist. Dann wächst er allmählich wieder zu seiner vollen Größe heran.«

»Das klingt wie ein Zauber. Ich weiß nicht viel über die Andere Welt. Ich habe einige Sprachen von meinen Eltern gelernt. Aber im Grunde weiß ich nichts über die Welt der Menschen. Welche Magie dort wohl wirkt? Können Elfen auch in das Mondlicht der Menschenreiche gehen? Was geschieht, wenn sie dort sterben?«

»Das sind Fragen, die nur die Weisen beantworten können.«

»Aber was glaubst du, Nuramon?«

»Ich glaube, dass die Magie, die dort wirkt, mit unserer verwandt ist. Ich glaube, dass ein Elf ins Mondlicht der Menschen

gehen kann. Nur ist der Mond dort weiter entfernt. Es ist eine viel längere Reise. Und wenn ein Elf in den Menschenreichen stirbt, dann ist es nicht anders, als wenn ein Elf hier sein Leben verlöre. Denn der Tod unterscheidet nicht zwischen den Gefilden.« Er musterte sie und sah einen Hauch von Sorge in ihren Zügen. »Du hast Angst um unser Leben.«

»Die Elfenjagd zieht es selten hinaus in die Menschenreiche. Erinnerst du dich, ob dort je ein Elf starb und dann hier wiedergeboren wurde?«

»Es heißt, einer meiner Ahnen wäre jenseits unserer Welt gestorben. Und siehe! Ich bin hier.«

Sie lachte, strich ihm über die Wange und sah ihn dann wie gebannt an. »Dein Gesicht ist einzigartig.«

»Und deines ist ...«

Sie fuhr ihm mit den Fingern über die Lippen. »Nein, du hast mir jahrelang diese Worte zugesprochen. Nun heißt es für dich: *O schweig, du schönes Albenkind!*« Sie löste die Finger von seinem Mund, und er schwieg.

Sanft strich sie ihm durchs Haar. »Du hast immer gedacht, die Frauen hier würden nur über dich spotten. Und gewiss tun sie das auch gern. Über deinen Namen, über dein Schicksal ... Das tun sie, weil man dich immer verspottet hat. Aber auch ihnen ist deine besondere Erscheinung nicht entgangen. Du würdest nicht glauben, was ich hinter vorgehaltener Hand alles gehört, welche geflüsterten Wünsche ich vernommen habe.« Nuramon wollte etwas sagen, doch Noroelle legte ihm wiederum die Fingerspitzen auf den Mund. »Nein. Du musst jetzt schweigen, wie die beiden Bäume dort unten.« Sie zog die Hand zurück. »Du bist viel mehr als das, was diese Frauen heimlich in dir sehen. Das Orakel hat Recht. *Alles, was du bist, das ist in dir!* Und alles, was in dir ist, das liebe ich, Nuramon.« Sie küsste ihn.

Als sie die Lippen von seinen löste und ihn anschaute, setzte er vorsichtig zum Sprechen an. »Alles hat sich verändert. Ich kann kaum glauben, mit dir hier zu sein, diese Zärtlichkeiten auszutauschen und diese Worte. Was ist gesche-

hen?« Er schaute sich um, als könnte er hier auf der Terrasse oder in der Tiefe der Nacht die Antwort finden.

»Es ist etwas, das weder du noch ich oder Farodin hätten leisten können, sondern nur die Königin. Dir steht jetzt die Welt offen.«

»Es ist nicht die *Welt*, nach der ich mich sehne.«

Sie nickte. »Nachdem ihr zurückgekehrt seid, werde ich mich entscheiden. Denn ihr habt alles getan, was ihr tun konntet. Nun ist es an mir ... Ich gestehe, ich hatte gehofft, ihr könntet mich noch viele Jahre umwerben, aber das war wohl ein Traum. Ich muss einen von euch wählen. Welch ein Verlust, ganz gleich, wen von euch ich zurückweisen muss! Aber Welch ein Gewinn für eine andere Elfe!«

Sie sahen einander schweigend an. Nuramon wusste, wie sehr ihn eine Zurückweisung schmerzen würde. Für ihn gab es keine andere Elfe; keine, für die er solche Liebe verspüren konnte. Er küsste noch einmal ihre Hände, strich ihr über die Wange und bat dann: »Lass uns nicht jetzt daran denken. Denken wir daran, wenn Farodin und ich wieder zurückkehren.«

Sie nickte.

»Wirst du morgen zugegen sein, oder wird dies hier unser Abschied sein?«

»Ich werde da sein«, sagte sie leise.

»Dann freue ich mich auf morgen. Welche Farbe wird dein Kleid haben?«

»Grün. Obilee hat es gemacht.« Sie strich sich gedankenverloren eine Strähne aus dem Gesicht. Nuramon mochte diese unbewusste Geste an ihr; sie nahm das Haar zwischen Ringfinger und kleinen Finger, wenn sie es zurückstrich.

»Dann ist das Kleid gewiss wunderschön.«

»Ich bin gespannt, was die Königin *dir* bringen lässt. Was es auch ist, es wird kostbarer sein als alles, was dir irgendwer sonst hätte schenken können.«

»Schenken? Ich werde es für die Elfenjagd annehmen. Aber wenn wir zurückkehren, werde ich es ihr wiedergeben.«

Noroelle musste lachen. »Nein, Nuramon. Die Königin ist freigebig. Sie wird es nicht zurücknehmen.«

Er küsste sie auf die Stirn. »Ich werde jetzt gehen, Noroelle.«

»Vielleicht kann sich doch noch einer deiner Verwandten dazu durchringen, dich in deiner Kammer aufzusuchen.«

»Nein, daran glaube ich nicht.« Er fasste ihre Hände und sagte: »Aber wer weiß.« Er schaute zu den Sternen hinauf.

»Heute Nacht scheint alles möglich zu sein.« Er ließ von ihr ab. »Gute Nacht, Noroelle.«

Sie küsste ihn zum Abschied.

Nuramon verließ die Terrasse und blickte, als er an der Tür zum Festsaal angekommen war, noch einmal zu Noroelle zurück. Sie war einfach vollkommen. Nie und nirgends zuvor hatte er es so klar sehen können wie in diesem Augenblick.

Als er den Gang erreichte, von dem die Kammern der Elfenjäger abgingen, stellte er fest, dass nun alle Türen geschlossen waren. Die Besucher, die erwartet worden waren, hatten ihre Aufwartung gemacht, mit weiteren schien keiner zu rechnen. Das Stimmengewirr bezeugte, dass es viele waren, die den Weg zu den anderen gefunden hatten.

Vor seiner eigenen Tür blieb er stehen und lauschte. Es war still. Er hoffte so sehr, dass wenigstens einer seiner Verwandten über seinen Schatten gesprungen war und dort auf ihn wartete. Nuramon öffnete die Tür und schaute hinein. Tatsächlich, neben dem Bett stand eine reglose Gestalt und wandte ihm den Rücken zu. Seine Freude währte nur einen Herzschlag lang. In seiner Abwesenheit hatte man einen Rüstungsständer gebracht, und er hatte ihn im schwachen Licht der Barinsteine für einen Elfen gehalten, so sehr hatte er sich Besuch gewünscht.

Enttäuscht schloss er die Tür hinter sich. Er trat an den Rüstungsständer heran und betrachtete die Geschenke der Königin. Es waren ein Mantel, eine Rüstung und ein Kurzschwert.

Nuramon nahm den weinroten Mantel vom Ständer und wog ihn in den Händen. Er war schwer und aus Wolle und

Leinen gefertigt; so geschickt war er gearbeitet und mit Zaubersfäden verwoben, dass kein Windzug und kein Tropfen Wasser den Weg hindurchfinden würde. Er würde ihn vor Hitze wie auch vor Kälte schützen.

Noroelle besaß einen solchen Mantel. Sie hatte ihn aus Alvemer mitgebracht. Die Königin hatte ihn gewiss nicht unbeachtet zur Verfügung gestellt. Ein Stück aus Alvemer war ein Stück aus Noroelles Heimat. Wenn er im Winter der Menschenwelt durch die Kälte ritt, würde er es warm haben.

Er faltete den Mantel und legte ihn auf die steinerne Bank. Neugierig betrachtete er die Rüstung. Es war der Harnisch eines Drachentöters. Diese Panzer waren berühmt dafür, zäh und anschmiegsam zugleich zu sein. Es erforderte eine besondere Kunstfertigkeit, eine solche Rüstung zu fertigen. Sie war aus zahlreichen Stücken Drachenhaut zusammengesetzt und schützte Rumpf und Arme. Der Rüstungsmacher war ein Meister seines Handwerks gewesen. Jedes Fragment Drachenhaut hatte er in zahlreiche dünne Lagen gespalten, dann bearbeitet und nach seinem Willen neu zusammengefügt. Zwischen den einzelnen Lagen hatte er etwas Tropfenförmiges eingelassen. Wahrscheinlich handelte es sich um zurechtgeschnittene Drachenschuppen. Was es wirklich war, blieb wohl das Geheimnis des Rüstungsmachers. Das Leder roch angenehm. Der Gestank der Drachen war bei der Behandlung der Haut vergangen und einem milden Geruch nach Wald gewichen.

Nur in Olvedes wurden noch Drachenrüstungen hergestellt, denn allein dort stellten die Feuer speienden Ungeheuer noch eine Gefahr dar. Die Rüstungsmacher von Olvedes waren berühmt, sie pflagten ihr Symbol auf ihren Werken zu hinterlassen. Nuramon löste das Wehrgehänge und nahm die Rüstung vom Ständer. Auf ihrer Innenseite suchte er nach dem Zeichen des Meisters, der dieses Prachtstück gefertigt hatte. Er fand es am Bruststück versteckt. Eine Sonne war dort abgebildet. Darunter stand in kleinen Lettern: Xeldaric.

Nuramon war gerührt. Xeldaric galt als einer der besten Rüstungsmacher, die es je gegeben hatte. Er war ins Mondlicht

gegangen, nachdem er für die Königin sein Lebenswerk geschaffen hatte: eine vollständige Albenrüstung. Nuramon war noch ein Kind gewesen, als er von dieser Rüstung gehört hatte. Xeldaric war im Thronsaal der Burg ins Mondlicht gegangen, nachdem die Königin das Werk entgegengenommen hatte.

Eine Rüstung aus den Händen Xeldarics zu tragen war eine große Ehre. Und selbst wer sich nicht die Mühe machte, nach dem Zeichen des Meisters zu suchen, konnte erkennen, dass dieser Harnisch eine wahrhaft fürstliche Gabe war. Auch wenn ihr auf den ersten Blick die Gleichförmigkeit eines Plattenpanzers fehlte, war jedes Teilstück der Rüstung am rechten Platz und erzählte die Geschichte der Drachenjagd. Die grüne Haut der Drachen aus Olvedes war ebenso eingearbeitet wie das braune Leder der Drachen aus den Wäldern von Galvelun bis hin zu den roten Sonnendrachen von Ischemon. Zusammengekommen bildeten die Fragmente ein Mosaik aus Waldfarben, die fließend ineinander übergingen.

Nuramon hängte die Rüstung wieder auf den Ständer. Nun griff er nach dem Schwertgurt, den er auf das Bett gelegt hatte. Er fand ein Schwert in einer schlichten Lederscheide. Der Wiegenknauf und die Parierstange waren aus Gold und aufwändig verziert, der Griff war aus Perlmutter- und Kupferstreifen gefertigt. Nuramon zog die Waffe aus der Scheide und hielt den Atem an. Die Klinge war aus Sternenglanz geschmiedet, einem Metall, das nur auf den höchsten Gipfeln zu finden war. Diese Waffe war ein ebenso großes Meisterwerk wie die Rüstung. In der Mitte der breiten Parierstange befanden sich verschlungene Runen. Erst auf den zweiten Blick erkannte Nuramon, was dort stand: Gaomee! Er hielt das Schwert der Gaomee in Händen! Mit dieser Waffe hatte sie Duanoc besiegt. Und jetzt sollte er sie führen ...

DER RUF DER KÖNIGIN

Farodin hatte seine Gäste schon früh verabschiedet. Er wollte mit sich allein sein, um seine Gedanken zu ordnen. Doch dies war ihm kaum möglich, denn aus dem Nachbarzimmer schallte der Lärm eines Gelages. Der Menschensohn war wahnsinnig! Niemand von Vernunft betrank sich in der Nacht vor der Elfenjagd. Und das wiehernde Lachen verriet, dass ihm Aigilaos bei dieser Torheit noch Gesellschaft leistete.

Er legte sich auf das harte Bett, das ihm aus anderen Nächten wie dieser vertraut war. Stille Freude überkam ihn, als er an die Ereignisse des Abends zurückdachte. Endlich hatte er es gewagt, sich Noroelle zu offenbaren. Hatte es gewagt, in eigenen, unbeholfen gesetzten Worten von seiner Liebe zu sprechen. Und was tausend Lieder nicht vermocht hatten, hatten ihm einige wenige Sätze, die von Herzen gesprochen waren, schließlich beschert: Er war sich sicher, Noroelle an diesem Abend für sich gewonnen zu haben.

Ein leises Klopfen riss ihn aus seinen Gedanken. Ein Kobold mit einer großen Blendlaterne trat ein. »Entschuldige, dass ich deine Ruhe in der Nacht vor der großen Jagd störe, Ehrenwerter, doch die Königin wünscht dich zu sehen. Bitte folge mir.«

Überrascht streifte der Elf sein Gewand über. Was mochte geschehen sein?

Der Kobold spähte vorsichtig in den Gang hinaus. Seine Nasenflügel blähten sich, als nähme er Witterung auf wie ein Spürhund. »Die Luft ist rein, Ehrenwerter«, flüsterte er in verschwörerischem Tonfall. Mit weiten Sätzen eilte er den Gang entlang und öffnete eine Tür, die hinter einem Wandvorhang, der eine Hirschjagd zeigte, verborgen war. Er führte Farodin eine enge Stiege hinauf, die sonst nur von Kobolden und Gnommen benutzt wurde. Unter einem Treppenabsatz öffnete er eine zweite verborgene Tür, hinter der sich ein gekachelter

Flur verbarg. Ab und an drehte sich der Kobold lächelnd zu Farodin um. Offensichtlich genoss er die Rolle, die ihm Emerelle zugewiesen hatte.

Sie gelangten zu einer Wendeltreppe, die im Innern einer großen Säule verborgen lag. Farodin vernahm schwach den Klang von Musik durch das Mauerwerk. Beklommen dachte er an das letzte Mal zurück, da Emerelle ihm einen geheimen Auftrag erteilt hatte. Wieder hatte er für sie töten müssen. Während der Trollkriege vor siebenhundert Jahren war etwas in ihm zerbrochen. Nur die Königin wusste darum. Und sie hatte es sich zu Nutze gemacht. Er verbarg diese dunkle Seite seiner Seele. Bei Hof kannte man nur den glatten, ein wenig oberflächlichen Minnesänger. Als er Noroelle zum ersten Mal begegnet war, war in ihm die Hoffnung aufgekeimt, wieder jener zu werden, der er einst gewesen war. Allein sie vermochte dieses Wunder zu vollbringen.

Der Kobold verharrte am Ende der Treppe vor einer Pforte aus grauem Holz. »Weiter darf ich dich nicht geleiten, Ehrenwerter.« Er gab Farodin die Laterne. »Du kennst den Weg. Ich werde hier warten.«

Farodin spürte einen leichten Luftzug auf seinem Gesicht, als er die Pforte durchschritt. Die Melodie eines altvertrauten Liedes schwang in der Luft. Seine Mutter hatte es ihm oft vorgesungen, als er noch ein Kind gewesen war. Es erzählte vom Auszug der Alben.

Der Gang führte Farodin zur Rückseite des Standbildes einer Dryade. Mit Mühe zwängte er sich durch einen schmalen Spalt zwischen der Statue und dem Mauerwerk und fand sich auf jenem kleinen Balkon hoch über dem Saal der fallenden Wasser wieder. Ein Blick hinauf zeigte ihm ein Turmdach, das wie ein Meeresschneckenhaus in sich gedreht war.

»Es freut mich, dass du meinem Ruf so schnell gefolgt bist, Farodin«, erklang eine wohl vertraute Stimme. Der Elfenkrieger drehte sich um. Hinter ihm war Emerelle auf den Balkon getreten. Sie trug ein schlichtes weißes Nachtgewand und hatte sich einen dünnen Schal um die Schultern gelegt.

»Ich bin in großer Sorge, Farodin«, fuhr Emerelle fort. »Eine Aura des Unheils umgibt den Menschensohn. Er hat etwas an sich, das sich meiner Magie entzieht, und mich ängstigt, auf welche Weise er hierher gelangt ist. Er ist das erste Menschenkind, das wir nicht gerufen haben. Nie zuvor ist eines von ihnen aus eigener Kraft durch die Pforten nach Albenmark gekommen.«

»Vielleicht war es nur ein Zufall«, wandte Farodin ein. »Eine Laune der Magie.«

Emerelle nickte bedächtig. »Das mag sein. Vielleicht steckt aber auch mehr dahinter. Da ist etwas jenseits des Steinkreises ... etwas, das sich vor meinem Blick verbirgt. Und Mandred ist damit verbunden. Ich bitte dich, Farodin, sei besonders wachsam, wenn du in die Andere Welt reitest. Mandreds Geschichte kann nicht stimmen! Ich habe mich lange mit den Ältesten beraten. Niemand von ihnen hat je zuvor von einem Manneber gehört.« Emerelle hielt inne, und als sie fortfuhr, klangen ihre Worte nicht länger besorgt, sondern kühl und befehlsgewohnt. »Wenn der Menschensohn ein Betrüger ist, Farodin, dann töte ihn, so wie du den Fürsten von Arkadien und all die anderen Feinde von Albenmark für mich getötet hast.«

DIE NACHT IN DER ELFENBURG

Mandred lehnte sich an die Flanke des Kentauren. Dieses rote Gesöff, welches das Mannpferd mitgebracht hatte, hatte es wirklich in sich. Wein! Mandred hatte davon schon gehört, aber in Firnstayn trank man nur Met und Bier.

Schwankend hob er den schweren goldenen Becher. »Auf unsere Freundschaft, Aigil ... Ailalaos! Dein Name ist wirklich unaussprechlich.«

»Da solltest du erst einmal die Namen der Einäugigen von der Klippenburg hören«, erwiderte der Kentaurellend. »Die Trolle von Dailos, die spinnen. Die sind so verrückt, die stechen sich ein Auge aus, um damit ihrem berühmtesten Helden zu huldigen.«

Mandred war beeindruckt. Das war Treue! So etwas würde es bei den Elfen gewiss nicht geben! Sie waren alle so ... Dem Krieger wollte kein passendes Wort einfallen. Kalt, glatt, überheblich ... Feiern konnten sie jedenfalls nicht! Dabei hatten sie doch die Trinkpokale mitgebracht und ihm diese kleine Festhalle zur Übernachtung angeboten. Als er mit Aigilaos richtig in Stimmung gekommen war, hatten sich die Elfen einer nach dem anderen verabschiedet. Weichlinge! »Ein Mann, der nicht trinken kann, ist kein richtiger Mann!«

»Jawohl!«, stimmte der Kentaurellend mit rauer Stimme zu.

Mandred taumelte ein wenig zurück, um mit Aigilaos noch einmal anzustoßen. Allerdings taugten diese goldenen Pokale dazu nicht richtig. Was die Elfen herstellten, sah zwar hübsch aus, aber es war nicht wirklich robust. Sein Trinkbecher hatte längst eine große Delle. Mit Methörnern wäre das nicht passiert. Einen Augenblick lang sorgte sich Mandred, ob er deshalb Ärger bekommen würde. Aber die Elfen hatten ihn reichlich beschenkt. Sollten sie sich wegen des Bechers anstellen, würde er ihnen einfach irgendeines der Geschenke zurückgeben.

Der Krieger betrachtete die Gaben, die aufgereiht auf einer steinernen Bank neben der Tür lagen. Ein Kettenhemd, wie es nicht einmal die Fürsten des Fjordlandes besaßen. Ein goldgefasster Spangenhelm mit einem angefügten Kettengeflecht, das weit in den Nacken reichte. Ein reich bestickter lederner Köcher mit leichten Wurfspießen. Eine Saufeder, deren langes Speerblatt bläulich schimmerte. Ein prächtiger Sattel mit silbernen Beschlägen. Und die Königin hatte ihm versprochen, dass er morgen ein Pferd aus ihrem eigenen Stall bekommen würde. Eines, das gewillt sei, auch einen Menschensohn zu tragen, so hatte sie gesagt. Mandred schnaubte ärgerlich. Als ob ein Gaul ihm Ärger machen würde! Wenn das Vieh sich danebenbenahm, würde er ihm einfach mit der Faust auf den Kopf hauen, das hatte bisher immer geholfen. Niemand mochte das, nicht einmal störrische Pferde.

»Du siehst betrübt aus, Freund.« Aigilaos legte Mandred einen Arm um die Schultern. »Wir werden das Ungeheuer schon zur Strecke bringen. Du wirst sehen. Morgen Abend stecken wir den Kopf von dem Vieh auf einen Pfahl und stellen ihn mitten in dein Dorf.«

»Man sollte die Haut des Drachens nicht verteilen, bevor man ihn erlegt hat«, erklang eine vertraute Stimme.

Mandred fuhr herum. In der Tür stand Ollowain, in makelloses Weiß gekleidet. Mit einem weiten Schritt setzte der Elf über einen Haufen Pferdeäpfel hinweg, die das farbenprächtige Mosaik auf dem Boden verunzierten. »Ihr habt es geschafft, dem Jagdzimmer den Charme eines Stalls zu verleihen«, sagte er und setzte dazu ein schmallippiges Lächeln auf. »In all den Jahrhunderten, in denen die Elfenjagd besteht, hat das noch niemand vollbracht.«

Mandred stellte sich dem Elfen breitbeinig in den Weg. »Wenn ich es richtig verstanden habe, wurde die Jagd auch noch nie von einem Menschen angeführt.«

Ollowain nickte bedächtig. »Selbst die Mächtigen machen mitunter Fehler.« Er griff nach dem Wehrgehänge um seine Hüften und löste es. Sorgfältig wickelte er den silberbeschla-

genen Gürtel um die Schwertscheide, dann reichte er Mandred die Waffe. »Ich hätte dich nicht schlagen dürfen.«

Mandred blickte verwundert auf das schlanke Schwert, nahm es aber nicht an. »Warum?« Er hätte sich nicht anders verhalten als Ollowain. Was sollte daran unehrenhaft sein, jemanden zu verprügeln, der so dumm war, einen überlegenen Gegner herauszufordern?

»Es ziemt sich nicht. Du bist ein Gast der Königin.« Der Elf deutete auf den Schnitt in seinem Umhang. »Du hättest mich um ein Haar getroffen. Du – ein Mensch! Das hat mich erzürnt ... Wie auch immer, ich hätte dich nicht schlagen dürfen. Du warst gut ... für einen Menschen.«

Mandred griff nach dem Schwert. Es war die Waffe, mit der er gegen Ollowain gekämpft hatte. Ein Schwert, wie für einen König geschaffen. »Eigentlich bin ich im Kampf mit dem Schwert nicht sonderlich gut«, erwiderte Mandred grinsend. »Du hättest mir eine Axt geben sollen.«

Ollowains Augenbrauen zuckten leicht, ansonsten blieb sein Gesicht eine ausdruckslose Maske. Er griff unter seinen Umhang und holte einen fingerdicken roten Zopf hervor. »Das gehört dir, Menschensohn.« Seine Augen funkelten.

Mandred brauchte einen Augenblick, bis er begriff, was Ollowain ihm da reichte. Erschrocken tastete er nach seinem Haar. Dicht über seiner Schläfe fand er den kurzen, verstümmelten Überrest eines Zopfes. Heiße Wut wallte in ihm auf. »Du ... du hast mich verstümmelt, du hinterhältiger Bastard! Du ... Missgeburt. Elfenbrut!« Mandred wollte das Schwert ziehen, doch der Gürtel war um Parierstange und Scheide gewickelt, sodass er die Klinge kaum einen Zoll weit herausbrachte. Wütend schleuderte er die Waffe weg und hob die Fäuste. »Ich schlag dir deine schöne gerade Nase zu Brei!«

Der Elf wich dem Hieb mit einem tänzelnden Schritt aus.

»Dem verpassen wir 'ne Abreibung!«, grölte Aigilaos und bäumte sich auf den Hinterbeinen auf.

Ollowain tauchte unter den wirbelnden Vorderhufen hin-

weg, kam in fließender Bewegung wieder auf die Beine und verpasste dem Kentauren einen Stoß in die Flanke.

Aigilaos stieß einen wütenden Schrei aus. Seine Hufe gerieten auf dem glatten Mosaikboden ins Rutschen. Er schlitterte durch eine Pfütze vergossenen Weins.

Mandred wollte dem stürzenden Kentauren aus dem Weg springen, doch sein Freund breitete in dem verzweifelten Versuch, sich an ihm festzuhalten, die Arme weit aus. So schlugen beide gemeinsam auf den Boden. Der harte Aufprall presste Mandred die Luft aus den Lungen. Einen Moment lang rang er keuchend nach Atem. Halb unter dem Kentauren begraben, war er kaum in der Lage, sich zu rühren.

Ollowain packte ihn beim Arm und zog ihn unter Aigilaos hervor, als dieser einen vergeblichen Versuch machte, sich wieder aufzurichten.

»Atme flach!«, befahl der Elf.

Mandred hechelte wie ein Hund. Ihm wurde schwindelig. Endlich, endlich kehrte der Atem zu ihm zurück.

»Wie kann man nur so überheblich sein, sich am Abend vor einer gefährlichen Jagd zu betrinken!« Ollowain schüttelte den Kopf. »Du schaffst es jedes Mal, wenn ich dich sehe, dass ich die Beherrschung verliere, Mandred Menschensohn! Wenn du schon nicht an dich denkst, dann denke an die Männer und Frauen, die dich begleiten werden. Du bist morgen der Anführer, du trägst die Verantwortung für sie! Ich schicke dir ein paar Kobolde, die diesen Stall hier ausmisten, euch den Wein wegnehmen und ein paar Eimer Wasser hier lassen. Ich hoffe, ihr kommt bis morgen früh wieder halbwegs zu Verstand.«

»Muttersöhnchen«, lallte Aigilaos. »Einer wie du kann einen richtigen Mann niemals verstehen.«

Der Elf lächelte. »In der Tat, ich habe noch nie versucht, mir vorzustellen, was ein Pferd wohl denken mag.«

Mandred schwieg. Am liebsten hätte er Ollowain niedergeschlagen, aber ihm war klar, dass er gegen den Elfen niemals bestehen würde. Und was noch schlimmer war: Im Innersten

seines Herzens wusste er, dass Ollowain im Recht war. Es war dumm, sich zu betrinken. Der süße, süffige Wein hatte ihn verführt. Und er hatte die Angst betäubt. Die Angst davor, dass Freya nicht mehr lebte, und die Angst, dem Manneber noch einmal entgegentreten zu müssen.

DER ABSCHIED

Selten war der Thronsaal so belebt gewesen wie an diesem Morgen. Noroelle stand nahe einer der Wände, an der das Wasser leise flüsternd herabließ. An ihrer Seite war ihre Vertraute Obilee; sie war erst fünfzehn Jahre alt und von zierlicher Gestalt. Die Gestik zeigte ihre Scheu, die Mimik ihre Neugier. Wie Noroelle stammte sie aus Alvemer und erschien ihr wie die kleine Schwester, die sie sich immer gewünscht hatte. Obilee hatte mit dem blonden Haar und den grünen Augen äußerlich zwar kaum etwas mit ihr gemein, dennoch waren sie einander so vertraut wie Geschwister. Wie Noroelle war sie früh aus der Heimat fortgegangen. Allerdings war Noroelle einst mit ihren Eltern hierher gekommen, während Obilee von ihrer Großmutter in Noroelles Obhut gegeben worden war.

»Sieh nur, Noroelle«, flüsterte Obilee. »Alle schauen dich an. Sie sind neugierig, was du deinen Liebsten mit auf den Weg gibst. Sei vorsichtig! Sie werden auf jede Geste und auf jedes Wort achten.« Sie kam nahe an Noroelles Ohr. »Das ist die Stunde, in der neue Bräuche geboren werden.«

Noroelle schaute sich rasch um. So viele Augenpaare auf sich gerichtet zu spüren bereitete ihr Unbehagen. Obwohl sie oft am Hofe war, hatte sie sich noch nicht daran gewöhnt. Leise erwiderte sie: »Du irrst dich. Es ist das Kleid, das sie betrachten. Du hast dich diesmal selbst übertroffen. Man könnte meinen, du hättest Feenhände.«

»Vielleicht ist es etwas von beidem«, sagte Obilee lächelnd. Dann schaute sie an Noroelle vorbei und machte ein erstauntes Gesicht.

Noroelle folgte dem Blick ihrer Vertrauten und sah Meister Alvias, der an sie herantrat und freundlich nickte. »Noroelle, die Königin wünscht dich an ihrem Thron zu sehen.«

Die Elfe bemerkte die vielen neugierigen Blicke, verbarg aber ihre Unsicherheit. »Ich werde dir folgen, Alvias.« Dann wandte sie sich an Obilee. »Komm mit!«

»Aber sie will doch nur ...«

»Komm mit mir, Obilee!« Noroelle fasste die junge Elfe bei der Hand. »Hör gut zu! Wir werden jetzt vor die Königin treten, und sie wird mich fragen, wer du bist.«

»Aber die Königin kennt mich doch, oder? Sie kennt doch jeden hier.«

»Du wurdest ihr aber noch nicht vorgestellt. Wenn ich deinen Namen genannt habe, gehörst du zur Hofgesellschaft.«

»Aber was muss *ich* sagen?«

»Nichts. Es sei denn, die Königin fragt dich etwas.«

Alvias schwieg; weder ein Schmunzeln noch Argwohn waren in seiner Miene zu sehen. So folgten Noroelle und Obilee dem Meister zum Thron der Königin. All jene, an denen sie vorübergingen, begegneten Noroelle mit respektvollen Worten und Gesten. Vor der Königin angekommen, trat Meister Alvias zur Seite, während Noroelle und Obilee ihr Haupt senkten.

»Sei begrüßt, Noroelle.« Emerelle schaute zu Obilee und fragte: »Wen bringst du mir?«

Noroelle wandte sich halb um und deutete mit eleganter Geste auf die junge Elfe. »Dies ist Obilee. Sie ist die Tochter Halvarics und Orones aus Alvemer.«

Emerelle lächelte die junge Elfe an. »Damit stammst du aus der Sippe der großen Danee. Du bist ihre Urenkelin. Wir alle werden deinen Weg beobachten. Bei Noroelle bist du in guten Händen. – Noroelle, mir ist zu Ohren gekommen, dass dich ein Band mit der Elfenjagd verbindet.«

»So ist es.«

»Du bist die Minneherrin von Farodin und Nuramon.«

»Ja, das ist wahr.«

»Eine Elfenjagd, bei der Minneherrin und Königin sich nicht einig sind, ist von Beginn an zum Scheitern verurteilt. So frage ich dich: Wirst du als Minneherrin deine Liebsten zur Elfenjagd freigeben?«

Noroelle musste an die Furcht denken, die in der Nacht ihre Träume begleitet hatte; sie hatte Farodin und Nuramon leiden sehen. Trotz ihres Stolzes auf die beiden wäre es ihr lieb gewesen, wenn sie nicht an der Jagd hätten teilnehmen müssen. Aber die Frage der Königin war nur eine Geste. Noroelle stand es nicht frei, Emerelle den Wunsch abzuschlagen. Wenn die Königin um die Hilfe ihrer Liebsten bat, dann konnte sie ihr diese nicht verwehren. Sie seufzte leise und merkte, dass Schweigen im Saal eingekehrt war. Allein das Rauschen des Wassers war noch zu vernehmen. »Ich werde sie dir für die Elfenjagd überlassen«, sagte Noroelle schließlich. »Was *du* ihnen aufträgt, das werden sie für *mich* tun.«

Emerelle erhob sich und trat an Noroelle heran. Sie sagte: »So sind Königin und Minneherrin vereint.« Dann fasste sie Noroelle und Obilee bei den Händen und führte sie die Stufen hinauf neben ihren Thron, um sich wieder zu setzen.

Noroelle hatte oft hier gestanden, doch wie jedes Mal fühlte sie sich fehl am Platze. In den Augen vieler stand Bewunderung, in manchen aber auch leiser Spott. Weder das eine noch das andere behagte ihr.

Die Königin bedeutete Noroelle mit einer knappen Geste, sich zu ihr hinabzubeugen. »Vertrau mir, Noroelle«, flüsterte sie in ihr Ohr. »Ich habe viele auf die Jagd geschickt. Und Farodin und Nuramon werden wiederkehren.«

»Ich danke dir, Emerelle. Und ich vertraue dir.«

Meister Alvias trat nun an die Königin heran. »Emerelle, sie warten vor dem Tor.«

Die Königin nickte Alvias zu. Dieser wandte sich um, breitete die Arme aus und rief mit wohlklingender Stimme: »Die Elfenjagd steht vor dem Tor.« Er wies mit dem Finger auf die andere Seite des Saales. »Einmal entfesselt, werden sie ihrem Ziel nachjagen, bis sie ihre Aufgabe erledigt haben oder aber gescheitert sind. Wenn wir dieses Tor öffnen, dann gibt es für die Jagd kein Zurück mehr.« Er schritt durch die breite Gasse, die sich in der Mitte des Saales formte. »Wie immer müsst ihr die Königin beraten.« Er musterte einige der Anwesenden, of-

fenbar stellvertretend für alle. Dann sprach er weiter: »Erwägt die Lage. Eine mächtige Bestie! In den Menschengefilden! Nahe unseren Grenzen! Soll die Königin das Tor geschlossen halten und damit hinnehmen, dass dort draußen etwas umherstreift, das auch uns einst gefährlich werden könnte? Oder soll sie das Tor öffnen, auf dass wir die Menschen des Fjordlandes von der Bestie befreien? Beide Pfade können Glück oder Verderben bedeuten. Bleibt das Tor geschlossen, mag die Bestie eines Tages ihren Weg zu uns finden. Öffnen wir das Tor, mag es sein, dass Elfenblut vergossen wird, um den Menschen zu dienen. Ihr habt die Wahl.« Alvias deutete mit sanfter Geste auf Emerelle. »Ratet der Königin, wie sie sich entscheiden soll!« Mit diesen Worten kehrte Alvias zu Emerelle zurück und verbeugte sich vor ihr.

Die Blicke der Anwesenden wanderten zwischen dem Tor und der Königin hin und her. Bald wurden die ersten Stimmen laut, die Emerelle rieten, sie solle das Tor öffnen. Es gab aber auch etliche, die sich dagegen aussprachen. Noroelle sah, dass Nuramons Verwandtschaft dazugehörte. Sie hatte es nicht anders erwartet. Die Angst stand ihnen ins Gesicht geschrieben; doch es war nicht die Angst um Nuramon, sondern die um Nuramons Tod und dessen Folgen.

Die Königin fragte den einen oder anderen, wieso er sich für dieses oder jenes entschieden hatte, und lauschte geduldig den Erklärungen. Dieses Mal hörte sie sich mehr Stimmen an als sonst. Als sie Elemon fragte, einen Onkel Nuramons, wieso er das Tor geschlossen sehen wollte, sagte dieser: »Weil daraus, wie Alvias sagte, Ungemach erwachsen kann.«

»Ungemach?« Die Königin musterte ihn eindringlich. »Du hast Recht. Das mag geschehen.«

Nun trat Pelveric aus Olvedes vor. Sein Wort zählte viel bei den Kriegern. »Emerelle, bedenke das Elfenblut, das vergossen werden könnte. Warum sollen wir den Menschen helfen? Was gehen uns deren Schwierigkeiten an? Wann haben sie uns das letzte Mal geholfen?«

»Das ist lange her«, war alles, was Emerelle zu Pelveric

sagte. Schließlich wandte sie sich Noroelle zu und flüsterte: »*Deinen* Rat will ich hören.«

Noroelle zögerte. Sie könnte der Königin raten, das Tor geschlossen zu halten. Sie könnte wie so viele von Elfenblut und der Undankbarkeit der Menschen sprechen. Doch sie wusste, dass aus solchen Worten nichts anderes als die Angst um ihre Liebsten spräche. Hier aber ging es um mehr als um sie. Leise sagte sie: »Mein Herz hat Angst um meine Liebsten. Und doch ist es richtig, das Tor zu öffnen.«

Die Königin erhob sich würdevoll. Das Rauschen des Wassers an den Wänden schwoll langsam an. Mehr und mehr Wasser drang aus den Quellen, lief die Wände hinab und ergoss sich rauschend in die Bassins. Emerelles Blick war auf das Tor gerichtet. Sie schien nicht zu bemerken, wie sich der glitzernde Wasserdunst in der Luft verteilte, nach oben zur weiten Deckenöffnung des Saales stieg und dort unter dem Licht der Sonne einen breiten Regenbogen erscheinen ließ. Plötzlich glühten die Wände hinter dem Wasser auf. Es zischte, und ein Lufthauch wehte durch den Saal. Die Torflügel schlugen zur Seite und gaben den Blick auf die Jagdgemeinschaft frei. Das Wasser beruhigte sich, doch der Dunst und der Regenbogen blieben.

Die Gefährten verharrten kurz unter dem Torbogen, bevor sie eintraten. An der Spitze ging Mandred der Menschensohn, der mit großer Verwunderung den Regenbogen betrachtete, dann aber der Königin entgegenblickte. Links und rechts dahinter kamen Farodin und Nuramon, hinter ihnen wiederum Brandan der Fährtensucher, Vanna die Zauberin, Aigilaos der Bogenschütze und Lijema die Wolfsmutter. Es war ungewohnt, einen Menschen als Teil der Elfenjagd zu sehen, obwohl er von seinem Wesen her den Elfen ähnlicher war als Aigilaos der Kentaur. Doch in all den Jahren hatte man sich daran gewöhnt, dass Kentauren Teil der Elfenjagd sein mochten. Aber ein Mensch? Dass Mandred an der Spitze ging, ließ das Geschehen noch befremdlicher erscheinen. Stets hatte ein Elf die Jagd angeführt.

Nuramon und Farodin erinnerten an die Helden der Sage. Farodin bot wie gewohnt einen makellosen Anblick, während Nuramon erstmals auch in den Augen der anderen dem Ideal entsprach. Noroelle konnte es deutlich in den Gesichtern der Umstehenden erkennen. Sie freute sich darüber. Selbst wenn sein Ansehen nur von kurzer Dauer sein sollte, diesen Augenblick konnte ihm keiner nehmen.

Die Gemeinschaft schritt der Königin entgegen. Als sie vor der Treppe zum Thron angekommen waren, beugten die Elfen das Knie vor Emerelle, und selbst der Kentaur war bemüht, sich so weit wie möglich zu neigen. Nur Mandred blieb aufrecht stehen, er schien von der Art der Ehrerbietung seiner Gefährten überrascht zu sein. Er war im Begriff, es ihnen nachzutun, als die Königin sich in seiner Sprache an ihn wandte. »Nein, Mandred. In der Anderen Welt bist du der Jarl deiner Gemeinschaft – ein Menschenfürst. Du brauchst das Knie nicht vor der Elfenkönigin zu beugen.«

Mandred machte ein erstauntes Gesicht und schwieg.

»Ihr anderen: erhebt euch!« Auch diese Worte sprach Emerelle auf Fjordländisch. Einige der Anwesenden waren dieser Sprache offenbar nicht mächtig und blickten verstimmt drein.

Fjordländisch! Noroelles Eltern hatten ihr viele Menschen-sprachen beigebracht, und doch hatte Noroelle Albenmark noch nie verlassen. Das wilde Land der Menschen hatte sie sich bislang nur in ihrer Vorstellung ausmalen können.

Die Königin wandte sich wiederum an Mandred. »Du hast aus meinen Händen eine zweifache Würde empfangen. Du bist der erste Menschensohn, der Teil der Elfenjagd ist. Und ich habe dich außerdem zum Anführer berufen. Ich kann von dir nicht erwarten, dass du dich wie ein Elf benimmst. Deine Wahl hat viele Albenkinder empört. Aber die Macht Atta Aikhartos ist in dir lebendig. Ich vertraue deinem Gespür. Keiner von uns kennt deine Heimat so, wie du sie kennst. Du wirst deinen Gefährten ein guter Anführer sein. Aber bei allem, was du tust, vergiss nicht, was du mir versprochen hast.«

»Ich halte mein Versprechen, Herrin.«

Noroelle hatte erfahren, welchen Pakt der Menschensohn mit der Königin geschlossen hatte. Sie musterte Mandred und war von seinem Auftreten überrascht. Bisher hatte sie keine Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen, da sie erst spät am vergangenen Abend an den Hof gekommen war. Und in den Palastflügel, in dem die Gemächer der Elfenjäger lagen, hatte sie sich nicht vorgewagt. Doch sie hatte die verschiedenen Gerüchte über Mandred gehört, wenngleich nicht alle zu ihm passen wollten. Gewiss, er war breit wie ein Bär und sah auf den ersten Blick bedrohlich aus mit all seinem Haar, das rot war wie der Sonnenuntergang und ihm ungezügelt auf die Schultern fiel. Er hatte einige dünne Zöpfe hineingeflochten und trug einen Bart wie viele der Kentauren. Seine Züge waren grob, aber ehrlich. Er erschien ihr ungewöhnlich blass, und dunkle Ringe lagen unter seinen Augen. Vielleicht hatte er vor Aufregung nicht geschlafen? Gewiss war er sehr stolz auf die Ehrung durch die Königin. Er trug nun große Verantwortung. Noroelle erschauerte bei dem Gedanken, welchen Preis er für die Hilfe zu zahlen hatte. Sie würde ihr Kind niemals aufgeben, wenn sie überhaupt einmal eines bekommen sollte. Nachdenklich musterte sie ihre beiden Geliebten. Die Frage war wohl nicht, ob, sondern mit wem sie ein Kind bekommen würde.

Als hätte er ihre Gedanken gehört, musterte Mandred sie kurz und lächelte dann. Obilee fasste ihre Hand. Sie zitterte. Noroelle blieb ruhig und schaute dem Menschensohn in die blauen Augen. Das war nicht der lüsterne Blick, von dem man sich hier am Hof erzählte. So grob seine Gestalt auch wirkte, so viel Gefühl lag in seinen Augen. In seiner Gegenwart konnte man sich sicher fühlen, und ihm konnte sie beruhigt ihre beiden Liebsten anvertrauen. Sie blickte zu Nuramon und Farodin. Seit sie vor zwanzig Jahren ihre Liebe zu ihr erkannt hatten, war stets einer der beiden in ihrer Nähe gewesen. Nun würde sie für unbestimmte Zeit allein sein.

»Ihr wisst, was zu tun ist«, sagte die Königin. »Ihr seid ausgestattet und ausgeruht. Seid ihr bereit zu gehen?«

Jeder der Elfenjäger antwortete einzeln mit den Worten:
»Ich bin bereit.«

»Farodin und Nuramon, tretet vor!« Die beiden taten, was Emerelle verlangte. »Ich bin eure Königin, und ihr steht unter meinem Schutz. Aber ihr dient auch einer Minneherrin. Und ich kann nicht für sie sprechen. Sie hat entschieden.« Sie ging zu Noroelle und führte sie die Stufen hinab zu Farodin und Nuramon. Obilee folgte. »Hier ist sie.«

Noroelle nahm die beiden Männer bei der Hand und sagte:
»Dient ihr mir, dann dient ihr der Königin.«

»So werden wir stets der Königin dienen«, erklärte Farodin darauf.

»Mögen unsere Taten euch beide erfreuen«, setzte Nuramon nach.

Sie küssten ihre Hände.

Noroelle wusste, dass nun der Abschied bevorstand. Doch es war zu früh, sie wollte ihren Liebsten nicht hier vor den Augen aller Lebewohl sagen. »Eure Minneherrin hat noch einen Wunsch. Sie möchte euch bis zum Tor des Aikhjarto begleiten.«

Farodin tauschte einen Blick mit Nuramon. »Wir müssen tun, was die Minneherrin verlangt.«

Die Königin lächelte und nahm Noroelle wie auch Obilee bei der Hand. »Hier, Mandred, bringe ich dir zwei, die bis zum Tor unter deinem Schutz stehen. Behandle sie gut.«

»Das werd ich.«

Die Königin blickte nach oben, als könnte sie im Schein der gedämpften Sonne etwas sehen, das den Augen der anderen verborgen war. »Der Tag ist noch jung, Mandred! Geh und rette dein Dorf!«

So setzte sich Mandred an die Spitze der Elfenjagd, und Noroelle und Obilee gingen in der Mitte. Auf dem Weg wünschten die Albenkinder den Gefährten Glück. Noroelle warf einen Blick zur Königin zurück und sah, wie diese vor ihrem Thron stand und mit sorgenvoller Miene hinter der Gemeinschaft her schaute. Hatte sie etwa Sorge, dass ihnen etwas zustieße?

Wenn es sich so verhielt, dann hatte Emerelle ihre Befürchtungen bisher gut verborgen.

Obilee riss Noroelle aus ihren Gedanken. »Ich wünschte, ich wäre auch bei der Elfenjagd«, sagte sie.

»Im Augenblick sieht es so aus, als wärest du es.«

»Du weißt, was ich meine«, entgegnete Obilee.

»Natürlich. Aber hast du nicht gehört, was die Königin zu dir gesagt hat? Und habe ich dich nicht auch oft darauf aufmerksam gemacht, dass du so aussiehst wie Danee? Eines Tages wirst auch du zu solchen Ehren kommen, als große Zauberin, die zugleich eine Meisterin des Schwertes ist.«

Die Gemeinschaft schritt entschlossen durch die Hallen ins Freie. Der Burghof war voller Albenkinder. Selbst die Kobolde und die Gnome waren gekommen, um den Auszug der Elfenjagd zu sehen. Eine Jagd, die von einem Menschen angeführt wurde, war etwas Besonderes. Von diesem Tag würde man sich noch in vielen Jahren erzählen.

Die Pferde für die Gefährten standen bereit, die Ausrüstung war schon verstaut. Nur der Kentaur Aigilaos band sich noch einige Beutel auf den Rücken und fluchte leise über seinen verspannten Nacken. Er hatte es in der letzten Nacht offenbar nicht besonders bequem gehabt.

Während Meister Alvias zwei weitere Pferde holte, betrachtete Noroelle Farodin und Nuramon. Sie erschienen mit einem Mal so unsicher. Schon bald würden beide von ihr getrennt sein. Welche Worte würden sie in dieser Lage finden? Was mochte die Geliebte trösten?

»Ist die Elfenjagd bereit?«, fragte Mandred, wie es das Hofzeremoniell forderte. Die Gefährten nickten, und der Menschensohn rief: »Dann los!«

Die Elfenjagd machte sich auf den Weg. An der Spitze ritt der Menschensohn, dahinter Noroelle. Zu ihrer Linken war Nuramon, zu ihrer Rechten Farodin. Hinter ihr ritt Obilee, die von Brandan, Vanna und Aigilaos umgeben war. Lijema bildete den Schluss. Laute Abschiedsrufe begleiteten sie zum Tor; die Kobolde waren dabei nicht zu überbieten.

Kaum hatte die Gemeinschaft das Tor hinter sich gelassen, glaubte Noroelle ihren Augen nicht zu trauen. Auf der weiten Wiese hatten sich so viele Albenkinder wie wohl nie zuvor eingefunden. Sie alle wollten den Ausritt der Elfenjagd beobachten. Über der Wiese glitzerten die Flügel der Auenfeen im Sonnenlicht; die Feen waren neugierig, das war bekannt. Nahe dem Weg, den sie nahmen, standen Elfen aus dem Herzland und auch den fernsten Marken des Königreichs. Manche hatten es gestern wohl nicht mehr zum Hof geschafft, wollten sich nun aber den Auszug der Elfenjagd nicht entgehen lassen. Von hier und dort kamen den Gefährten Grüße entgegen. Selbst auf den Hügeln am Wald standen Elfen vor den Häusern der Abgesandten und winkten ihnen zu.

Mit einem Mal sah Noroelle eine kleine Fee neben Mandreds Kopf fliegen. Der Mensch schlug nach ihr wie nach einem lästigen Insekt, verfehlte sie aber. Die Fee schrie und kam zu Noroelle geflogen. Mandred schaute sich um. Er hatte den Schrei gehört, konnte die Fee aber offenbar nicht sehen.

Allmählich erhöhte er das Tempo. Er schien Gefallen daran gefunden zu haben, ein Elfenross zu reiten. Hoffentlich stürzte er nicht. Es hieß, er hätte sich auf dem Rücken von Aigilaos nicht besonders geschickt angestellt.

Als sie die Albenkinder mit ihren Grußworten hinter sich gelassen hatten und die offenen Wiesen vor ihnen lagen, ritt Lijema rechts an ihnen vorbei und war kurz darauf neben Mandred angelangt. Dieser schaute sie überrascht an. Lijema aber nahm ihre Holzflöte vom Gürtel und blies hinein. Obwohl sich deutlich sichtbar ihre Backen blähten, war kein Laut zu vernehmen.

Kurz darauf rief Obilee: »Schaut nur, dort!« Sie deutete nach rechts. Etwas Weißes löste sich aus dem Schatten des Waldes und näherte sich rasch.

»Da sind sie!«, rief Aigilaos.

»Es sind sieben!«, erklärte Nuramon.

»Sieben?«, fragte Farodin. »Unglaublich!«

Mandred drehte sich im Sattel. »Sieben was?«

Noroelle kannte die Antwort, so wie jedes Albenkind. Es waren die weißen Wölfe der Elfenjagd. Niemand konnte sagen, wie viele der Jagd folgen würden, bis sie sich hinzugesellten. Je mehr es waren, desto wichtiger war die Angelegenheit und umso größer die Gefahr. Zumindest erzählte man es sich so.

»Das sind unsere Wölfe!«, rief Lijema Mandred entgegen.

»Wölfe? Verdammt große Wölfe sind das!«

Noroelle musste schmunzeln. Die Wölfe mit ihrem weißen, dichten Fell waren so groß wie Ponys.

»Sind die gefährlich?«, hörte sie Mandred fragen. Aber Lijema verstand ihn wegen des lärmenden Hufschlags nicht.

»Sind die gefährlich?«, wiederholte er lauter.

Lijema lächelte. »Aber natürlich.«

Als die Wölfe sie eingeholt hatten, setzten sich vier an die Spitze der Jagd. Je einer hielt sich links und rechts der Gemeinschaft. Der siebte Wolf aber lief direkt an Lijemas Seite.

Bald erreichten sie den Waldrand und hielten an, um einen letzten Blick zurück auf die Burg der Königin zu werfen. Selbst Mandred schien berührt zu sein.

Farodin und Nuramon konnten sich dem Anblick ebenfalls nicht entziehen. Besonders Nuramons Gesicht verriet die insgeheime Sorge, während Farodin versuchte, seine Gefühle verborgen zu halten. Noroelle aber blickte hinter seine Maske der Gelassenheit.

Die Wölfe waren ungeduldig und umringten Mandreds Pferd. Der Menschensohn schien nicht recht zu wissen, wie er den Tieren begegnen sollte. Ständig behielt er die Wölfe im Auge. Er musste wohl schlechte Erfahrungen gemacht haben, dachte Noroelle. Vielleicht waren Wölfe in seiner Welt eine Gefahr für Leib und Leben, so wie es die Wölfe in Galvelun für die Albenkinder waren. Als Mandred Noroelles Blick bemerkte, beugte er sich im Sattel hinab. Als wollte er seinen Mut beweisen, strich er dem größten Wolf über das Nackenfell. Das gefiel dem Tier! »Sollen wir reiten?«, fragte der Menschensohn. Der Wolf knurrte und musterte Mandred dann.

Lijema musste lachen. »Der spricht kein Fjordländisch. Aber er mag dich.« Auf Elfisch erklärte Lijema den Wölfen, warum sie Mandred nicht verstehen konnten, und übersetzte dann, was der Menschensohn gefragt hatte. Der Wolf legte den Kopf schief, dann wurde er mit einem Mal unruhig. Auch die anderen ließen sich davon anstecken und liefen umher, mal voran, dann wieder zurück zu Mandred. Die Wölfe wollten weiter.

»Verstehen die denn, was du sagst?«

»Jedes Wort. Die sind klüger als mancher Elf. Das darfst du mir glauben.«

»Und sie? Wie sprechen sie?«, wollte Mandred wissen.

Lijema strich dem größten unter den weißen Wölfen über das Fell. »Sie haben ihre eigene Sprache. Und ich beherrsche sie.«

Noroelle musste schmunzeln. Dieser Mensch war leicht zu durchschauen. Wie er den großen Wolf betrachtete, wie er die eine Augenbraue hochzog und sich gleichzeitig auf die Lippe biss, konnte er nur eines denken: Ein solcher Wolf wäre ein vollkommener Jagdgefährte.

»Die sind sicher die besten Jagdgefährten«, sagte Mandred.

Noroelle musste sich beherrschen, um nicht laut zu lachen.

»Gewiss«, antwortete Lijema dem Menschensohn.

»Sind sie so treu wie Hunde?«

Lijema lachte ausgelassen. »Nein, mit Hunden kannst du sie nicht vergleichen. Sie sind viel klüger. Sag noch mal, was du eben gesagt hast.«

»Auf Fjordländisch?«

»Ja.«

»Sollen wir reiten?«

Und wieder wurden die Tiere unruhig und warteten darauf, dass es endlich weiterging.

»Na dann los!«, rief Mandred, und die Gemeinschaft setzte ihren Weg fort.

Das Schweigen zwischen Noroelle und ihren Liebsten hielt an. Die sieben Wölfe schürten Noroelles Sorge um ihre Liebs-

ten. Die Tiere hatten ein Gespür dafür, wie groß die Gefahr war, welche die Jäger erwartete. Sie entschieden selbst, wie groß die Meute sein sollte, die sich der Elfenjagd anschloss. Als Gaomee gegen den Drachen Duanoc geritten war, hatten sie acht Wölfe begleitet. Was mochte das nur für eine Kreatur sein, die dort jenseits des Steinkreises lauerte? Zwar vertraute Noroelle auf die Fähigkeiten ihrer Liebsten, aber selbst große Helden waren schon im Kampf gestorben. Was, wenn das Schlimmste geschah? Was, wenn Nuramon sich täuschte und eine Elfenseele, die in den Menschenreichen starb, nicht in Albenmark wiedergeboren wurde?

Sie kamen an der Fauneneiche und an Noroelles See vorbei. Gestern noch war sie hier mit Farodin und Nuramon gewesen. Noroelle fragte sich, ob ein solcher Tag je wiederkehren würde.

Als der Festungsturm bei der Shalyn Falah in Sicht kam, machten sie kurz Halt, um sich von Aigilaos zu verabschieden; er konnte die weiße Brücke mit seinen beschlagenen Hufen nicht überqueren. Der Kentaure fluchte mehrfach über das alte Bauwerk. »Ich sehe euch am Tor«, sagte er dann und trabte davon.

Noroelle schaute dem Kentauren nach und dachte an all die Geschichten, die man sich über ihn erzählte. Gewiss beneidete er die Elfenrösser, die mit ihren unbeschlagenen Hufen und ihrer elfischen Gewandtheit ohne weiteres über die Brücke schreiten konnten.

»Wieso hat er sich eigentlich die Hufe beschlagen lassen, wenn das der Grund ist, dass er nicht über die Brücke kann?«, fragte Mandred.

»Die Koblode am Hof haben ihm angeblich erzählt, mit beschlagenen Hufen könne er schneller laufen«, antwortete Lijema. »Nun glaubt er, schneller zu sein, und muss dennoch den Umweg auf sich nehmen.«

Mandred musste lachen. »Das klingt mir ganz nach Aigilaos!«

Sie setzten ihren Weg fort. Am Turm der Shalyn Falah er-

wartete Ollowain die Gemeinschaft. Mandred begegnete ihm kühl, was Ollowain zu einem amüsierten Lächeln herausforderte. Zügig passierten sie das Tor. Noroelle fragte sich, was zwischen Ollowain und Mandred wohl vorgefallen war.

Sie überquerten die Shalyn Falah und folgten auf der anderen Seite dem breiten Weg vorbei an den Überresten von Welruun. Die Trolle hatten einst den Steinkreis zerstört. Sie selbst hatte es nicht miterlebt, aber die Bäume erinnerten sich ebenso daran wie die Waldgeister. Früher einmal hatte das Tor von Welruun in eines der Fürstentümer der Trolle geführt. Deutlich spürte Noroelle dort die Macht der sieben Albenpfade, die sich zu einem großen Albenstern kreuzten. Die Trolle hatten einen Weg gefunden, das Tor zu schließen. Und kein Elf wusste, welchen Zaubers sie sich dabei bedient hatten.

Der Wald wurde immer dichter. Noroelle erinnerte sich an früher, da sie oft hier gewesen war. Sie mochte diesen Wald.

Die Gefährten folgten dem Weg hinab zwischen den Birken und erreichten schließlich die große Lichtung, auf der sich der Hügel mit dem Steinkreis befand. Bei der Turmruine hatte einst Landowyn die letzte Schlacht gegen die Trolle geschlagen. Betrübt dachte Noroelle daran, wie viele Elfen hier den Tod gefunden hatten.

Die Gemeinschaft hielt am Fuß des Hügels und wartete auf Aigilaos. Mandred stieg ab und trennte sich schweigend von den Gefährten. Er wollte zu Atta Aikhjarto gehen.

Noroelle hatte davon gehört, dass die Eiche sein Leben gerettet hatte. Sie fragte sich, was Atta Aikhjarto in Mandred gesehen hatte. Die Fauneneiche hatte ihr einmal zugetragen, der alte Atta Aikhjarto könne in die Zukunft schauen. Was die alte Eiche wohl wusste, dass sie ihre Kraft schmälerte, um einen Menschensohn zu retten?

Noroelle ließ sich von Farodin vom Pferd helfen. Nuramon kam ein wenig zu spät und half stattdessen Obilee abzustiegen. Die junge Elfe bekam rote Wangen, so sehr war sie angegan von Nuramons Geste. Er führte sie zu Noroelle.

Gemeinsam setzten sie sich ins Gras, doch es war noch immer zu früh für Worte. Bald schwiegen auch die anderen Gefährten. Selbst die Wölfe waren ungewöhnlich still.

Erst als Aigilaos eintraf, wurde wieder gesprochen. »Hab ich etwa zu lange gebraucht?«, fragte er außer Atem. Blanker Schweiß stand ihm auf den Flanken.

»Nein, Aigilaos. Mach dir keine Sorgen«, sagte Noroelle.

Der Kentaur war erschöpft und musste sich ausruhen. Wiederum senkte sich Schweigen über die Gemeinschaft.

Nun fehlte nur noch Mandred, dann würde die Elfenjagd endgültig aufbrechen. Es verging über eine Stunde, bis der Menschensohn zu ihnen zurückkehrte. Noroelle hätte viel darum gegeben zu wissen, was Mandred bei Atta Aikhjarto erfahren hatte. Er aber fragte nur: »Seid ihr bereit?«

Die Gefährten nickten. Noroelle fühlte sich ein wenig schuldig. Sie wusste, sie hatte das Schweigen in die Gemeinschaft getragen. Nun wollte sie es wieder gutmachen. »Kommt, ich werde euch noch bis nach oben zum Steinkreis begleiten.«

Auf dem Weg hinauf spürte Noroelle die Macht des Albensterns wie einen Windhauch, der ihr entgegenwehte. Dieser Ort hatte nichts von seiner Magie verloren. An einen Stein gelehnt stand dort Xern und schaute in den Kreis, in dessen Mitte Nebel aufwallte. Ohne sich zu ihnen umzudrehen, fragte er: »Wer geht dort?« Da er auf Fjordländisch fragte, wusste er offenbar, dass es Mandred war.

Der Menschensohn kam nach vorn und antwortete: »Die Elfenjagd!«

Xern wandte sich ihnen zu. »Dann steht euch dieses Tor offen. Mandred, du kamst mit kaum einem Funken Leben in diese Welt. Und du verlässt sie mit der Kraft Atta Aikhjartos. Möge seine Macht dich und deine Gemeinschaft schützen!« Er wies mit der Hand auf die Nebelwand.

Farodin und Nuramon blickten Noroelle erwartungsvoll an. Endlich brach sie das lange Schweigen. »Denkt daran, dass ihr es für mich tut. Denkt daran, dass ich euch *beide* sehr liebe. Achtet aufeinander. Ich bitte euch.«

»Ich werde mit meinem Leben für Farodin einstehen«, sprach Nuramon.

Und Farodin erklärte: »Nuramons Leid soll meines sein. Was ihm geschieht, soll mir geschehen.«

»Bei allen Alben! Ich flehe euch an, gebt euch nicht selbst auf, um den anderen zu schützen. Passt nicht nur aufeinander auf, sondern auch auf euch selbst. Ich möchte nicht, dass das Schicksal mir eine Entscheidung auf schmerzvolle Weise abnimmt. Kommt beide wieder!«

»Ich werde alles dafür tun, dass wir *beide* zurückkehren«, sprach Farodin.

»Und ich *verspreche* dir, dass wir wiederkehren werden«, sagte Nuramon. Farodin wirkte überrascht, denn sein Gefährte versprach etwas, das er nicht versprechen konnte. Wer wusste schon, was dort draußen geschehen würde? Und doch war es genau dieses Versprechen, das Noroelle hören wollte.

Sie gab Obilee ein Zeichen und wandte sich dann wieder zu ihren Liebsten. »Ich möchte euch etwas schenken, das euch auf der Reise an mich erinnern soll.«

Obilee holte zwei Beutelchen hervor. Noroelle nahm sie und gab eines Farodin, eines Nuramon. »Macht sie auf!«, bat sie.

Die beiden folgten ihrem Wunsch und betrachteten den Inhalt. Während Nuramon nur lächelte, sagte Farodin erstaunt: »Maulbeeren!«

»Sie tragen einen Zauber in sich«, erklärte sie. »Sie werden euch Kraft spenden und euch mehr den Bauch füllen, als ihr es vermuten würdet. Denkt an mich, wenn ihr sie esst!«

Ihre Liebsten tauschten einen kurzen Blick, dann sprach Nuramon: »Das werden wir. Und nicht nur, wenn wir davon essen.«

Noroelle umarmte zuerst Farodin und küsste ihn zum Abschied. Er wollte etwas sagen, aber sie legte ihm zwei Finger auf den Mund. »Nein. Keine Abschiedsworte. Keine süßen Beschwörungen deiner Liebe. Ich weiß, was du fühlst. Lege das, was ich in deinem Gesicht sehe, nicht auf deine Zunge. Ein

Wort, und es würde mich zum Weinen bringen! Und noch lächle ich.« Er schwieg und strich ihr durchs Haar.

Noroelle löste sich von Farodin und umarmte Nuramon. Auch ihn küsste sie. Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und schaute sie lange an, als wollte er sich ihren Anblick genau einprägen. Dann schenkte er ihr ein letztes Lächeln und ließ von ihr ab.

Die Gefährten stiegen auf ihre Rösser. Nur Aigilaos, der dies nicht nötig hatte, blickte bereits voraus zur Nebelwand. Da rief Mandred: »Folgt mir, Gefährten!«, und die Elfenjagd betrat den Steinkreis.

Farodin und Nuramon ritten hinter den Wölfen am Ende der Gemeinschaft. Ein letztes Mal blickten sie zu Noroelle zurück. Dann verschwanden auch sie im Nebel.

Xern wandte sich vom Steinkreis ab und ging langsam fort. Obilee griff Noroelles Hand. Während sich der Nebel auflöste, wuchs Noroelles Angst. Sie hatte das Gefühl, Farodin und Nuramon soeben zum letzten Mal gesehen zu haben.

DIE WELT DER MENSCHEN

Als der Nebel sich lichtete, schlug den Gefährten der eisige Atem der Menschenwelt entgegen. Nuramon sprach einige Worte der Wärme, um die Kälte zumindest aus seinen Kleidern zu vertreiben. Neugierig sah er sich um. Sie befanden sich in einem Steinkreis auf einer hohen Klippe. Weit unter ihnen lag ein Dorf.

Mandred hatte sein Pferd an den Rand des Abgrunds gelenkt. Fast schien es, als wollte er das Tier in die Tiefe führen. Offenbar übte das Dorf auf der anderen Seite des Fjords eine starke Anziehungskraft auf ihn aus. Dies musste die Siedlung sein, von der er bei Hof gesprochen hatte.

»Ich habe die Fährte gefunden!«, rief Brandan. »Sie ist ganz frisch, als wäre der Manneber eben noch hier gewesen.«

Dieser Ort war dem Wind ausgesetzt, und hier oben gab es nichts zu fressen. Was mochte die Bestie so lange hier gehalten haben? Hatte sie gewartet? Nuramon musste lächeln. Das war natürlich Unsinn.

»Mandred!«, rief Farodin mit scharfer Stimme.

Der Menschensohn fuhr zusammen. Dann zog er an den Zügeln und lenkte seine Stute vom Rand der Klippe fort. »Entschuldigt ... Ich musste einfach wissen, wie es um die meinen steht. Der Manneber scheint Firnstayn noch nicht angegriffen zu haben.«

Er setzte sich an die Spitze der Schar und führte sie die Klippe hinab. Das Rudel Wölfe lief weit aufgefächert vor ihnen her. Auch sie hatten die Fährte des Mannebers aufgenommen.

Obwohl die Spur offensichtlich vom Dorf wegführte, schien es Nuramon so, als würde der Menschensohn mit jedem Moment unruhiger. »Stimmt etwas nicht, Mandred?«, fragte er ihn.

»Die Pferde«, murmelte der Krieger gepresst. »Sie sind verhext, nicht wahr?«

Nuramon begriff nicht, was er meinte. »Warum sollte man Pferde verhexen?«

»Aber ... sie versinken nicht im Schnee. Das kann nicht sein. Der Schnee liegt hier mindestens kniehoch.«

Nuramon bemerkte, wie Farodin und Brandan einander zugrinsten. Was wussten sie? »Warum sollten Pferde im Schnee versinken?«

»Weil sich das so gehört!« Mandred zügelte seine Stute. »Wenn die Pferde nicht verhext sind, muss der Schnee verhext sein.« Er schwang sich aus dem Sattel und versank augenblicklich bis zu den Knien im Schnee.

Brandan lachte.

»Ich finde das nicht witzig«, mischte sich Aigilaos ein. Er eilte an Mandreds Seite und ließ dabei hinter sich eine tiefe Spur zurück. »Diese Langohren machen sich gern einen Spaß mit uns. Ich habe bis heute nicht begriffen, wie sie es schaffen, auf dem Schnee zu gehen. Ein Zauber ist es jedenfalls nicht. Und es liegt auch nicht daran, ob sie ihren Pferden die Hufe beschlagen oder nicht.«

Nuramon erwartete, dass der Menschensohn beleidigt wäre, doch plötzlich stand ein Leuchten in dessen Augen. »Glaubt ihr, die Königin wird mir das Pferd schenken, wenn wir zurück sind?«

»Wenn du dich bewährst, vielleicht, Mensch«, meinte Farodin.

»Glaubt ihr, einer meiner Hengste könnte diese Stute decken?«

Aigilaos stieß ein wieherndes Lachen aus.

Nuramon fand die Vorstellung bizarr. Was dachte sich der Menschensohn nur dabei?

»Wir sollten hier nicht herumstehen und Witze machen«, mahnte Vanna. »Bald wird es schneien. Wir müssen weiter, sonst werden wir die Fährte aus den Augen verlieren.«

Mandred stieg auf. Schweigend setzte sich der Trupp in Bewegung und folgte der Spur.

Nuramon ließ den Blick über das Land schweifen. Die Welt

der Menschen hatte er sich anders vorgestellt. Der Schnee war hier fest und rau, und die Hügelketten verliefen so unregelmäßig, dass er sich die Umgebung nur schwer einprägen konnte. Nichts schien zueinander zu passen. Wie sollten sie in diesem Chaos den Manneber finden? Tausend Dinge, die anders waren als in Albenmark, zogen seinen Blick auf sich.

All die neuen Eindrücke ermüdeten Nuramon. Er rieb sich die Augen. Diese Welt schien ihm unüberschaubar. Wenn er einen Baum ansah, dann vermochte er es kaum, den Baum als Ganzes zu betrachten, so sehr zogen dessen Einzelheiten ihn in den Bann. Auch war es schwierig, Entfernungen abzuschätzen. Die Dinge schienen näher zu sein, als sie es tatsächlich waren. So kam ihm diese Welt eng vor. Nun verstand Nuramon, wieso die Königin Mandred zum Anführer berufen hatte. Ihm war all dies vertraut.

Die Gemeinschaft blieb dem Manneber den ganzen Tag auf der Spur. Sie ritten schnell, wenn sie der Fährte über offenes Land folgten, und vorsichtig, wenn die Spur durch einen Wald oder durch felsiges Gelände führte. Sie waren stets darauf gefasst, auf den Manneber zu stoßen. Zumindest hatte Nuramon den Eindruck.

Brandan hatte in den letzten Stunden immer wieder betont, dass ihm die Fährte des Ebers merkwürdig vorkam. Sie wirkte einfach zu frisch. Es war fast so, als weigerte sich der Schnee, in die Spuren des Ebers zu fallen. Das beunruhigte Nuramon, und auch Lijema machte ein besorgtes Gesicht. Die anderen erweckten zwar den Eindruck, dass sie Brandans Warnung ernst nahmen, aber keiner von ihnen schien daran zu zweifeln, dass sie ihren Auftrag erledigen würden. Die Elfenjagd war ausgezogen, und gerade die Wölfe, die gern voranhetzten, gaben Nuramon das Gefühl, dass nichts und niemand sie aufhalten konnte, auch nicht in dieser sonderbaren Welt.

Am Nachmittag hörte es auf zu schneien. Sie folgten der Spur in einen dichten Wald. Hier mochte der Manneber überall lauern. Schließlich befahl Mandred, dass sie sich früh genug einen Lagerplatz suchen sollten. Brandan prägte sich ein,

